It. sing.
95

It. sing. 95

<36603460030015
<36603460030015
Bayer. Staatsbibliothek

It. sing. 95

Beschreibung einer Reise,
welche
im Jahr 1769.
nach
der Sierra Morena
in Spanien
vom Elsaß aus
unternommen wurde.

Ein Original.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.
1780.

W 6167 / 1771

71 A

+

An den

Herrn Kriegsrath Dohm

in Berlin.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Theuerster, bester Mann!

Sie wissen selbst, daß ich Ihren unermüdeten Fleiß und Forschungsgeist, Ihren Scharfsinn, überhaupt Ihre statistischen und historischen Verdienste um das Publikum schon vorhin schäzte, ehe ich Sie persönlich kennen lernte. Seit drei Jahren aber weiß ich nicht, ob ich in Ihnen den Gelehrten oder den Menschen mehr schäzen soll?

Doch nein! ich weiß es, daß edle Denkungsart, Aufrichtigkeit und Menschenliebe mehr Achtung verdienen, als die gröste Gelehrsamkeit, weil die guten Eigenschaften des Her-

zens immer schäzbarer sind, als Genie, und ich freue mich daher um so mehr, in Ihnen nicht nur einen wackern Gelehrten, sondern auch einen bidern Mann zu kennen.

Ich sage Ihnen dieses hier öffentlich, weil ich Ihnen dieses Zeichen meiner Achtung schuldig zu seyn glaube, und versichere Sie der Fortdauer meiner innigsten Ergebenheit.

Leben Sie ferner glücklich, besonders izt in den Armen einer liebenswürdigen Gattin, und bleiben Sie ferner der Freund des

Ihrigen,

* * *.

Vor=

Vorrede.

Diese Reisebeschreibung fiel mir von ohngefehr in die Hände. Ich kenne den Verfasser derselben nicht. Allein sie schien mir hier und da einzelne, theils merkwürdige, theils angenehme Nachrichten zu enthalten, und daher die Bekantmachung durch den Druck zu verdienen. Denn — ohne das zu berechnen, daß der Autor Gegenden bereiset hat, die sonsten nicht wohl anders, als gelegenheitlich besucht zu werden pflegen; z. E. Niederbretagne, Niedernormandie ꝛc. weil der grosse Haufe der Reisenden, der nur Paläste, Lustgärten und übertünchte, aber nicht wahre Menschen sehen will, immer nur auf den Landstrassen nach den Hauptstädten fortrennt — ohne also dieses Verdienst in Anschlag zu bringen, so sind wirklich die Nachrichten des Verfassers auch von den abgeschliffenen Oertern so, daß sie das Buch lesenswürdig machen. Hier beziehe ich mich auf die Anekdoten von den Bildsäulen in Versailles, von den Lehren Ludwigs des XIV. von Kadiz, von dem Charakter der Spanier. Die Nachrichten von Paris kön-

nen manchem nüzen, der dahin zu reisen gedenkt, und doch nicht als Lord sich da zeigen kan. Eigen ist ihm — so viel ich weiß — die Widerlegung der gewöhnlich angenommenen Erzählungen von der Eifersucht der Spanier, in dem sechsten Kapitel. Die Stiergefechte sind schon oft beschrieben worden, aber so detaillirt, irre ich nicht, von keinem, selbst von Baretti nicht.

Auch der Verfasser selbst nimt für sich ein. Bei allen widrigen Zufällen, die ihm begegneten, worunter vorzüglich die in Sierra Morena ausgestandene Krankheit gehört, bleibt er doch guter Laune, und sein Kopf frei. Er hat seine ihm eigene Art zu spasen, die ihn wenigstens nicht übel kleidet. Seine Gedanken sind daher zuweilen naiv, und seine Sprache drollicht. Daß er beobachten konte, beweisen die schon vorher unternommenen weiten Reisen, deren hier und da in der Erzählung erwähnt wird.

Eins habe ich gewünscht, und werden mehrere Leser mit mir wünschen, daß er nämlich mehrere Nachrichten möchte gegeben haben von dem Zustande der Sierra Morena, wie viele Kolonien da angelegt sind? in wie weit die Religionsübungen der Protestanten zur Zeit seines Aufenthalts frei waren, oder nicht? was für Maasregeln hauptsächlich zur Kultur dieser Gegenden genommen wurden? ꝛc. Besonders wunderte ich mich, den Schö-

pfer

pfer dieser ehemals unfruchtbaren Gegenden, den Olavides — alas, poor Olavides. — nicht genant zu finden. Allein der Verfasser dünkt mich doch zu entschuldigen zu seyn, theils durch seine Krankheit, die ihm das weitere Umherreisen ausser dem Orte seiner Bestimmung in der Sierra verwehrte, theils dadurch, daß, glaube ich, der eigentliche Wirkungskreis des Olavides auf den Gränzen von Kastilien und Andalusien war, der Autor hingegen seine Bergleute nach der Sierra an den Gränzen zwischen Andalusien und Estremadura führte, wie jedem auf der Landcharte aus der Lage von Quadalkanal sichtbar ist. Zum Glücke kan sich der deutsche Leser diese Lücke aus dem vortreflichen Briefwechsel historischen und statistischen Inhalts des Herrn Prof. Schlözers ausfüllen. *)

Was die Bemühungen des Herausgebers bei dieser Reisebeschreibung betrift; so besteht sie in folgenden Punkten: Er hat das Werkchen in Kapitel eingetheilt, und den Inhalt derselben angegeben, damit man es desto besser übersehen kan. Er hat die Sprache ein wenig gefeilt, und den Ausdruck der hier und da etwas nachlässig und unkorrekt war, verbessert, doch ohne des Verfassers eigene, wegzufeilen, daß sein Stil also doch noch merklich ist. Er hat ihn hier und da mit

*) S. Heft 21, S. 149 - 172. Heft 24, S. 387 - 404.

mit einigen Anmerkungen begleitet, wo es ihm nöthig schien, das ist, wo die Stelle des Textes einen Zusaz oder eine Erläuterung forderte — und so, denkt er einen kleinen Beitrag zur Erweiterung der Geographie geliefert zu haben, der dem Publikum nicht unbrauchbar seyn, und dieses Studium der ihm möglichen Berichtigung um einige Schritte näher bringen wird, der es die Verdienste eines Büschings schon so nahe gebracht haben.

Den 12ten Sept. 1780.

Der Herausgeber.

Erstes Kapitel.

Reise durch Lothringen und Champagne nach Paris und Versailles.

Einem jeden Menschen ist das am merkwürdigsten, was ihm selbst begegnet ist; und öfters vernimmt ein Freund von dem andern das mit innigem Vergnügen, was andere kaum mit Gleichgültigkeit würden anhören können. Dieses hat mich veranlasset das aufzuzeichnen, was mir auf meiner Reise nach Spanien theils merkwürdig geschienen hat, theils sonst begegnet ist, ohne mich im übrigen an dasjenige zu kehren, was andere etwa besser beschrieben, deutlicher eingesehen, und schärfer beurtheilt haben.

Es war der 8te Mai 1769, an dem ich mich nach dem mit der Kompagnie der Ober- und Niederbrittanischen Bergwerksinteressenten geschlossenen Vertrag, mit 8 Bergleuten auf den Weg machte. Ich kam, nachdem wir in St. Dieu den ersten Halt gemacht, und in Raon*) über Nacht geblieben, den folgenden Tag in Luneville an. Diese Stadt ist nicht nur schön und wohlgebaut; sondern auch insbesondere als die Residenz der ehemaligen Herzoge von Lothringen und des Königs Stanislaus merkwürdig. Das Schloß ist ein prächtiges Gebäude, und die Gärten, ob sie gleich ihre gröste Zierrathen verlohren haben, geben gleich bei dem ersten Anblicke einen deutlichen Begriff von dem vortreflichen Geschmacke des pohlnischen Königs. Nancy, die Hauptstadt von Lothringen, in der ich den folgenden Tag eintraf, besizt alle Schönheiten, die man von einer wohlgebauten Stadt verlangen kan, und mich dünkt, man kan ihr, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, den Vorzug vor allen Städten Frankreichs und Deutschlands in Ansehung der Regelmäßigkeit und Anlage der neuen Stadt beilegen. Der Place Royale, der Place de la Carriere, die Kapelle des Kaisers, die Kirche bon Secours, die Quartiers &c. sind insbesondere sehenswürdig und Meisterstücke der Baukunst und des guten Geschmacks. Man rühmet in Deutschland nicht ohne Grund die wohlangelegte Stadt Mannheim, allein die Schönheiten derselben sind von geringer Erheblichkeit, wenn man sie mit

*) Beide im Französ. Lothringen. d. H.

mit denen von Nancy in Vergleichung sezt.*) Dort ist ein eckelhaftes Einerlei, und hier unter allen möglichen Abwechslungen eine so reizende Symmetrie beobachtet, daß das Auge bei weitem nicht so geschwind satt wird, als in Mannheim, wo man immer in der nemlichen Strasse zu seyn glaubt. Und dies alles hat Nancy dem König Stanislaus zu danken, der über dieses diese Stadt mit den vortreflichsten milden Stiftungen beglückt hat. Es ist in der That zu bedauren, daß er nicht der gröste Monarch, oder wenigstens ein unumschränkter Beherrscher vieler Länder gewesen. Seine wohlthätige Seele schien nur in Beglückung derer, die ihm anvertraut gewesen, ihre angenehmste Beschäftigung zu haben.**)

Von Nancy, das ich schon vorher hatte kennen lernen, führte uns unser Weg nach Toul, wo ich ausser dem bischöflichen Pallast und dem artigen Plaz,***) wenig merkwürdiges gesehen habe. Von hier kamen wir nach Ligny, einem sehr mittelmäßigen Landstädtchen, und Bar le Duc, der Hauptstadt eines Herzogthums gleiches Namens, die groß, aber nichts

*) Die Pfälzer werden dieses zwar nicht zugeben; allein mehrere Reisende haben das nämliche gefühlt, was der Verf. hier sagt. d. H.

**) Die Lothringer halten die Zeit der Regierung dieses königl. Philosophen für ihr goldenes Zeitalter. Sie haben es Ursache, wenn sie auch keinen andern Grund hätten, als den, daß sie statt der ehmaligen Abgaben von 6—8 Mill. Livres izt gegen 20 bezahlen. d. H.

***) Plaz ist in Frankreich und dem Elsaß so viel als der Markt, oder der Marktplaz.

nichts weniger als schön ist. Wenn die dabei liegende Berge nicht einen sehr guten Wein*) hervorbrächten: so könte man in der That nicht begreifen, wie sich die Menschen haben können einfallen lassen, so steile Anhöhen, aus denen die obere Stadt bestehet, für ihre Wohnpläze auszusuchen. Das nicht weit davon gelegene St. Dizier, die erste Stadt in Champagne, wo man seine Habseligkeiten eben so genau muß aussuchen lassen, als ob man in ein ganz fremdes Königreich käme, gleicht einem Frauenzimmerkopf nach der heutigen Mode, indem die Vorstadt die Stadt eben so sehr an Grösse übertrifft, als dort der Aufsaz das Angesicht unsrer Damen. Der Weg von hier nach dem recht artigen Städtchen, Vitry le Francois, ist wegen der hohen Bäume, die auf beiden Seiten gepflanzt stehen, ungemein angenehm, indem man in einer beständigen Allee zu reisen glaubt. Hierzu komt noch die schöne Ebene, welche den Weg doppelt angenehm macht. Chalons sur Marne, das ich hierauf zu sehen bekam, eine grosse, volkreiche und sehr nahrhafte Stadt, war ich deswegen begierig kennen zu lernen, weil es das in der Historie so berühmte Catalaunum ist, in dessen Feldern Attila die bekante Niederlage von dem Aetius erlitten hat. Man sollte glauben, daß in diesen Gegenden der gröste Ueberfluß herrschen sollte, weil hier die so berühmten Weine gepflanzt werden. Man findet aber nicht nur wenig Spu-

*) Der Lothringer Wein ist gut, hält sich aber so wenig, daß man ihn nicht ausführen, auch über einige Jahre nicht halten kan.; daher ist er ausserordentlich wohlfeil, und die Maas kostet 3 — 4 Sols.

Spuren eines Reichthums; sondern sogar eine merkliche Dürftigkeit unter den Einwohnern. Sie klagen fast überall über die starken Abgaben zum Erbarmen. Es mag aber die Hauptursache ihrer Dürftigkeit diese seyn: daß die Weinreben nicht so viel abwerfen, als der Anbau und die vielen Misjahre betragen. *)

In Epernais, einem unansehnlichen Städtchen, wo wir den folgenden Tag eintrafen, ist der Wein wegen der Nachbarschaft von Ay insbesondere gut zu haben. Fast ein gleiches Ansehen hat Chateau-tierry, ein altfränkischer Ort, dessen ich nur um deswillen erwähne, weil er auf der Hauptstrasse gelegen ist. Eine etwas besser aussehende Stadt ist Meaux, wo der berühmte Bossuet Bischof gewesen. Nunmehr näherte ich mich der Hauptstadt des Königreichs mit vielem Verlangen. Die kostbaren Lustschlösser, die man fast auf jedem Hügel und in allen Dörfern erblickte, und die grosse Menge der Hin- und Herreisenden gaben einen kleinen Vorschmack

*) Man hat immer bemerkt, daß Weingegenden nicht die reichsten sind im Ganzen; denn die Landleute müssen alles aufbieten und borgen, um die Reben im Stande zu erhalten, und dann, wann eine gute Weinlese kömt, haben sie nur Schulden zu bezahlen. So ists in den Weingegenden am Neckar, auch in der Pfalz, zwischen Dürkheim an der Hard bis gegen Landau. Auch leben die Rebleute weniger sparsam, als die Ackerleute. Noch kömt in katholischen Ländern dieses hinzu, daß in solchen Gegenden viele Klöster sich finden, oder diese doch viele und die besten Weinberge besizen.

schmack von dem Grossen, das ich nun bald erblicken sollte. Endlich trafen wir den 18ten Mai in Paris ein. Ich war lauter Auge und Verwunderung beim Eintritte. Eine Stadt, die sieben bis acht mal so groß als Straßburg ist, und in der es eben so stark von Menschen wimmelt, als in den kleinern Städten meines Vaterlandes, wenn ein wohlbesuchter Jahrmarkt gehalten, oder eine ausserordentliche Feyerlichkeit begangen wird, erreget in den Augen eines Fremdlings Erstaunen. Alles ist mit ihrer Grösse übereinstimmend. Die Strassen sind mehrentheils lang und breit, und die Häuser fast allenthalben von ungemeiner Höhe. Finden sich hin und wieder mittelmässige Wohnungen; so wird deren schlechtes Ansehn durch die vortreflichen Palläste ersezt, an denen Paris einen Ueberfluß hat. Mit einem Worte, diese Hauptstadt besizt alle Vorzüge, die man von einer schönen und grossen Stadt verlangen kan. Der Louvre, die öffentlichen Pläze und Spaziergänge, die prächtigen Palläste der Grossen, die kostbaren Brücken, die schönen Kirchen und unzählige andere vortrefliche Gebäude des gemeinen Wesens und der Reichen, geben derselben, wo nicht den Vorzug, doch den Rang mit allen grossen und schönen Städten des Erdbodens. Sie ist der Mittelpunkt dessen, was Frankreich Grosses aufzuweisen hat, und der Zusammenfluß aller seiner Reichthümer. In Paris kan man die *) Welt in einem Auszuge sehen, und alles, womit sich der menschliche und der den Franzosen besonders eigene Wiz nur immer beschäftigen kan, ist daselbst in Ausübung

*) Französische.

übung gebracht. Da ferner fast alle Wissenschaften, alle Künste und Handwerker dort auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht sind, und folglich kein Stand in der Welt ist, der nicht Mittel und Gelegenheit finden kan, seine Kentnisse zu erweitern: so ist die Ursache leicht einzusehen, warum diese Stadt von so vielen tausend Fremden besucht wird. Diese und daß fast jeder Grosse des Reichs sich wenigstens im Winter daselbst aufhält, tragen ein Grosses zu ihrem Flor bey. Eine einzige gute Empfehlung ist schon hinreichend, um in guten Gesellschaften aufgenommen zu werden, und eben so nachdrücklich als in Deutschland der stiftsmässige Adel oder in Holland ein vortheilhafter Handel. Diese Gefälligkeit der Franzosen verdunkelt die Fehler, die man ihnen vorwerfen kan, um vieles. Ein Fremdling geniesset schon als Fremder in ihren Landen Vorzüge, die man anderswo kaum mit vielen Unkosten erwerben kan. Denn die Höflichkeit gegen Fremde und das Frauenzimmer ist die Haupttugend der französischen Nation. Daß sie übrigens sehr eitel sind, und die Pariser insbesondre, auf alles, was nicht parisisch ist, von oben herunter sehen, hat seinen Grund in dem Wahnwiz der Ausländer, die ihnen alles nachäffen. Man darf nur diejenigen Menschenkinder kennen lernen, die den so wichtigen Geschmack unserer Damen im Aufpuz entscheiden: so kan man sich des Unwillens nicht enthalten. Es sind meistentheils verbuhlte Dirnen, die dessen Geseze bestimmen, und die deutschen Damen glauben alsdann am meisten zu gefallen, wenn sie so aufge-

sezt sind, wie es jene Buhlschwestern ausgesonnen haben. Es geschieht daher nicht selten, daß ein Aufsaz, der manchmal von einem Pariser Lumpenkerl um etliche Groschen verhudelt worden, als ein Muster des guten Geschmacks nach Deutschland geschickt, und daselbst mit der größten Pünktlichkeit nachgeäffet wird. Aus diesen Ursachen machen die Franzosen den Schluß, es müßten die Deutschen viel zu dumm seyn, als daß sie etwas Artiges erfinden könten, und sehen daher diese ihre Nachbarn überhaupt für solche Menschen an, die erst alsdann zu geniessen wären, wenn sie in ihren Landen ausgehobelt worden. Jedoch es läßt sich von dem Haufen derer, die um französische Laster zu lernen, ihr Vermögen verschwenden, auf die ganze Nation kein Schluß machen, und jener Deutsche sahe vielleicht den französischen Nationalstolz von keiner gar unrechten Seite an, wenn er sich folgendermassen ausdrückte:

„Daß Frankreich uns pflegt zu verwunden
Mit Pulver, welches wir erfunden;
Daß es in Schriften uns verlacht,
Nachdem das Drucken wir erdacht;
Daß es in unsre Länder bricht
Mit Pferden, welche wir ihm senden,
Und daß wir dort das Geld verschwenden
Mit dem es uns hernach besticht,
Geht eh' in meinen Kopf hinein,
Als daß wir dort die Kraft verlieren,
Daß ihre Weiber wir verführen
Und unsrer Feinde Väter seyn.„ *)

Uebri-

*) Ich kenne den Verfasser dieses Gedichts nicht. d. H.

Uebrigens hat Paris für die sehr reiche und ganz arme Leute Vortheile, die man in kleinern Städten nicht so leicht finden wird. Jene können sich alles, was ums Geld kan erlangt werden, ohne Mühe und in der größten Geschwindigkeit anschaffen, und diese finden zu ihrem Lebensunterhalt gar häufige Gelegenheiten, die anderswo weit seltener angetroffen werden. Für Leute hingegen, die nur mittelmässige Einkünfte besizen, und nicht unter den grossen Haufen des Volks gehören, ist in Paris ein sehr unangenehmer Aufenthalt. Die Lebensmittel, wenn man sie, wie in den kleinern Städten, aus der ersten Hand kaufen will, sind ungemein theuer, und ohne vieles Geld ist es in Paris sehr schwer, die Rolle eines Mannes von einigem Ansehn zu spielen. Doch hat man allezeit den artigen Vortheil, daß man selbst in dem grossen Gewühle von Menschen eben so zwanglos, als in der größten Einsamkeit leben kan. Das mit Gold gestickte Kleid eines Stuzers wird eben so wenig geachtet, als der abgetragene Kittel eines Goldmachers. Ein Prinz und ein Taglöhner gehn unbemerkt über die Strassen. Dieses Leztere, und daß ein homme, comme il faut in alle Gesellschaften gehn darf, gefällt denen, die sich lang in Paris aufgehalten, gemeiniglich so wohl, daß sie den dortigen Aufenthalt allen andern vorziehen. Es ist aber ein solcher nichts anders als ein Mensch, der viel Geld zu verzehren hat, und zu Zeiten in einem schwarzen *) Kleide einher gehen kan.

Was

*) Mit diesem kan man in die vornehmsten Gesellschaften gehen, von Straßburg an bis Bayonne. d. H.

Was aber ein Pariser honnête homme ist, ist als ein französisches Kunstwort sehr schwer im Deutschen auszudrücken. Es mag ohngefähr so viel seyn, als ein Mensch, der niemalen öffentlich gestohlen, keinen Strassen- oder Kirchenraub begangen, und im Stand ist, seinem Nebenmenschen wegen eines angethanen Schimpfs den Hals zu brechen. Unter beiden versteht man auch öfters einen Menschen, der seine ganzen Verdienste einem Pariser Schneider und Peruckenmacher zu verdanken hat.

Was nun Paris, auf seiner schlimmen Seite betrachtet, betrift; so ist es gewiß die gefährlichste Stadt, die kan gedacht werden, insbesondre für einen jungen Menschen, der ohne Führer daselbst ankömt, und zu Ausschweifungen geneigt ist. Denn alles, was die Schwelgerei, Wollust und Ueppigkeit reizen kan, wird hier erfunden, feil geboten und in Ausübung gebracht. Doch dieses ist der allgemeine Fehler der grossen Städte, daß man, um noch grössern Uebeln vorzubeugen, bei vielen Schandthaten die Augen zudrücken muß, die in den kleinern Städten mit gehöriger Schärfe bestraft werden. Sonsten wird niemand leugnen können, daß in Paris eine vortrefliche Polizei herrscht, die sich die allgemeine Sicherheit ungemein angelegen seyn läßt. Da ich mich übrigens in allem nur etwas über 2 Monate in Paris aufgehalten, und für diesesmal nur 5 Tage daselbst umgesehen habe, so könte man auch das Wenige, was ich davon gesagt, für eine unverschämte Verwegenheit ansehen. Weil ich aber in diesen Blättern keine andere Absicht habe, als meinen

Freun-

Freunden meine zufälligen Gedanken von dem, was ich gesehen und wahrgenommen habe, ohne verschämtes Zurückhalten zu eröfnen: so hoffe ich, eine freundschaftliche Nachsicht zu verdienen, ohne welche ich nicht nur zu tadeln seyn, sondern so gar ins Lächerliche verfallen würde.

Nachdem nun in Paris, wegen meiner weitern Reise nach Morlaix in Niederbretagne für diesesmal alles Erforderliche war veranstaltet worden, so sezte ich solche den 21sten Mai fort, und kam den nämlichen Tag zeitig in Versailles an. Da das königliche Schloß etwas niedrig liegt; so wird man so zu sagen, mit seinem Anblick überrascht. Es ist an demselben nichts ausser Acht gelassen, was Pracht nur immer hat erdenken können, und alles der Hoheit des französischen Monarchen gemäs. Das erste, was ich daselbst besahe, war der Park oder königliche Lustgarten. Er bestehet aus einer erstaunlichen Menge der schönsten Alleen und künstlichen Spaziergänge, in denen man alles, was als eine Erfindung der Einbildungskraft in der Dichtkunst bewundert wird, wirklich sehen kan. Auf den in allen Absäzen wohlangebrachten Bassins sieht man das ganze Reich des Neptuns in wasserspeienden Figuren, und in den Alleen eine unzählige Menge der kostbarsten Bildsäulen, an denen die größten Meister des vorigen Jahrhunderts ihre Kunst erschöpft haben. Sie sind alle von weissem Marmor, und können wegen des unvergleichlich Natürlichen nicht genug bewundert werden; einige aber, wo die Entblössungen zu stark waren, sind, um Aergerniß zu vermei-

meiden, auf Befehl der hochseligen Königin *) ein wenig verstellt worden. Unter diese gehöret die Venus, welche ein mit Gips überstrichenes Feigenblatt, gleich der Eva, eben an dem Ort hat, den sie bei Wieland mit der Hand deckt. Sie sieht aus, als ob sie sich dessen schämte. Der ganze Park ist überhaupt ein grosser künstlicher Wald, wo die Natur und Kunst mit einander um den Vorzug streiten. Alles, was das Auge in der Aussicht ergözen, und einen Spaziergang angenehm machen kan, ist hier zu finden. Aus dem Park nahm ich meinen Weg nach der Schloßkapelle, weil es eben die Zeit war, in der der König in die Messe kommen sollte, und kaum hatte mir mein Führer einen Plaz angewiesen, so erschien der Monarch. Ich lag auf meinen lutherischen Knien, und starrte ihn mit eben so vielem Vergnügen an, als ob er um meinet willen in die Kapelle gekommen wäre. Die Messe wurde mit einer vortreflichen Musik abgesungen, bei welcher ein Kastrat seine Stimme bis an die Sterne erhob. Sein Gesang gefiel mir recht wohl; aber den verwelkten Kerl konte ich ohne Ekel nicht ansehen. Das, was mir während diesem Vorgange noch in die Augen fiel, waren die Gardes du Corps, die nebst etlichen von den hundert Schweizern den Dienst in der Kapelle halten. Sie stunden mit dem Hut unter dem Arm **) unter dem Gewehr. Dieser Auftritt erin-

*) Der frommen Tochter des Stanislaus. d. H.

**) Ein Pendant zu den Offiziers in Nancy, die mit Regenschirmen auf die Parade kamen, indessen Joseph bloß da stund. d. H.

erinnerte mich an den Gedanken des Voltaire, wo er von den päbstlichen Soldaten sagt: ils montent la garde le parasol à la main. Kaum hatte die Messe ein Ende, so eilte ich in den Schloßhof, um den König, dessen Kutsche bereit stund, noch besser in der Nähe zu sehen. Diejenigen von den Gardes du Corps und den 100 Schweizern, welche den Dienst hatten, stunden von dem Ausgange des Schlosses bis an die Kutsche. Leztere hatten das Gesicht auswärts gekehrt, um auf alle Personen, die sich nähern wollten, Achtung geben zu können. *) Hier hatte ich nun Gelegenheit, den König recht in der Nähe zu sehen. Majestät und Leutseligkeit leuchtete aus seinen Augen; für sein Alter schien er zu viel ein Greis zu seyn; wenn er aber zu Pferde sizt, so meint man, er hätte die Last seiner Jahre auf die Seite gelegt.

So bald der König abgefahren war, so nahm ich meinen Weg in die Zimmer oder Apartements du Roy. Hier fällt es mir schwer, auch das Wenige, was ich erzählen kan, an den Tag zu legen. Alles, was man sieht, ist neu und für uns Menschenkinder, die wir entfernt von den königl. Höfen schon kleine Fürsten als Beherrscher des Erdbodens bewundern, alles so groß, daß man nicht weis, wo man seine Aufmerksamkeit hinheften soll. Die Gemächer sind überall, wo der Pinsel hat hinkommen kön-

*) Wahrscheinlich theils um der Damiens und Ravaillacs willen, theils damit niemand etwas überreichen kan, das der herrschenden Partei nachtheilig wäre.

d. H.

können, auf das kostbarste ausgemahlt, und zu jedem Geräthe ist das, was am kostbarsten hat können erdacht werden, ausgesucht, und von Meistershänden verfertigt worden. Jedes Zimmer hat seine besondere Verzierungen, und alles bis auf die Fußgestelle der Stühle ist ungemein kostbar. Die grosse Gallerie, deren eine Seite mit lauter Spiegeln überzogen ist, hat gar nicht ihres gleichen. Durch dieselbe werden die Abgesandten nach dem Audienzsale geführt, wo ein prächtiger Thron zu sehen ist. Es ist dieser ein von sehr künstlichem Schnizwerke verfertigter und fein verguldeter Sessel, über dem ein mit Gold und Silber durchwirkter Baldachin ruht, an dem viele kleine Gemälde sehr kunstreich angebracht sind. Die kostbare Schlaguhr, an der Ludwig der XIV. der vier überwundene Nationen zu seinen Füssen hat, von der aus den Wolken kommenden Fama gekrönt wird, so oft es schlägt, kan nicht genug bewundert werden. Es kräht in gleicher Zeit ein kleines Hähnchen, das die Grösse eines Sperlings hat, und hernach läßt sich ein unvergleichliches Glockenspiel hören. Des Betts, an dem an die 300 Mark Gold gestickt seyn sollen, erwähne ich nur um deswillen, weil man von dem auf die übrigen Kostbarkeiten einen Schluß machen kan. Auf der einen Seite des Betts hangen die schönen Lehren unter einem goldnen Rahmen, die Ludwig der XIV. kurz vor seinem Ende dem gegenwärtigen Könige *) gegeben hat.

Die

*) Ludwig den XV.

Die Anlage des Schlosses überhaupt betreffend; so ist solche überaus regelmässig und symmetrisch, aber von so ungeheuer grossen Flügeln, daß meiner Meinung nach Peter der Grosse von Rußland nicht unrecht hatte, wenn er es einer Taube mit Adlersflügeln verglich. Mit einem Worte, Versailles ist in Ansehung der Schlösser das, was Paris in Beziehung auf die andern Städte ist. Soll ich nun meine Meinung ohne Rückhalt eröfnen; so muß ich gestehen, daß ich bei dem Anblick dieses Wunderwerks der französischen Welt mehr von Bewunderung betrunken, als entzückt war. Es ist alles von ungeheurer Pracht und fürchterlich kostbar, was man siehet. Ich habe fürstliche Schlösser gesehen, die mir um deswillen besser gefielen, weil ich das Niedliche dem Prächtigen vorziehe. Ich weis gar wohl, daß für einen König von Frankreich nichts zu groß ist, und noch viel weniger für einen Ludwig XIV. aber ich rede hier nur von dem, das mir gefällt. Zu Carlsruh stehet ein niedliches Schloß, es ist dasselbe in meinen Augen gegen Versailles wie ein schönes Jüngferchen gegen einen ausgeschmückten Riesen. Versailles war für mein Auge das, was eine Musik von harmonischen Donnerwettern für mein Ohr seyn würde. Mein Herz ist viel zu klein, als daß es alle die Eindrücke hätte fassen können, die Versailles selbst in denen machen muß, die noch mehr, als ich, an das Grosse gewohnt sind. Was übrigens die Stadt Versailles anlangt; so hätte ich mir nichts weniger vermuthet, als daß ich eine so ansehnliche Stadt an derselben antreffen wür-

de. Sie bestehet eigentlich aus zwei Städten, deren jede an das Schloß angebaut ist, und beide sollen an die 80000 Einwohner enthalten. Dabei nimt die neuere Stadt noch täglich zu, welches sie eben so, wie ihren schnellen Anwachs, dem Hofstaate des Königs zu danken hat. Dann die Anzahl derjenigen Menschen, die solchen ausmachen, ist unzählig.

Zweites Kapitel.

Reise von Versailles bis Kadiz.

Bis hieher hatte ich auf meiner Reise so viel sehens- und merkwürdiges angetroffen, daß ich mich auf dasjenige, was ich nun in den nordlichen Gegenden erfahren sollte, nicht wenig freute. In dieser Hofnung sezte ich meine Reise fort, und kam gegen das Ende des Mais zu Rennes in Bretagne an, ohne etwas anders als ein schönes Land von einer ganz andern Gattung als bisher gesehen zu haben. Die Städte Houdan, Dreux, Nonancourt und Mortagne sind kleine Oerter, die den kleinen Landstädten im Elsaß gleichen. Selbst Alençon, von dem ich mir viel versprach, ist eine ziemlich unansehnliche, obgleich etwas grössere Stadt, als die vorgemeldten. Das Land aber ist vortreflich, und hat an allem, was zu

des Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, einen Ueberfluß, nur den einzigen Wein ausgenommen, an dessen Stelle aber sehr guter Cydre getrunken wird. Die Gegenden sind wegen der vielen Abwechslungen ungemein angenehm in der Aussicht. Man meint in einiger Entfernung beständig einen Wald vor sich zu haben, welches die Obstbäume verursachen, die in schnurgraden Reihen auf jedem Acker gepflanzt stehen. Rennes, die Hauptstadt von Bretagne, hat ausser ihrer Grösse, die ziemlich beträchtlich ist, nicht viel besonders aufzuweisen. Der Place de Louis XV, welcher zu der Zeit angelegt worden, als der König im Jahr 1744 nach einer sehr schweren Krankheit in Mez gewesen, ist fast das einzige, was man in Ansehung des äusserlichen Ansehens der Stadt schön nennen kan. Auf demselben stehet die eherne Bildsäule des Königs in Lebensgrösse zu Fuß, und sehr ähnlich; dem Plaz selbst aber fehlen, wegen der noch sehr jungen Bäume, einige Jahre, und auf der einen Seite noch verschiedene bessere Häuser, an denen wirklich soll gebauet werden. Sonsten sehen die Häuser sowohl in dieser Hauptstadt, als in den übrigen Städten, durch die ich in diesem Lande gereist bin, sehr schlecht aus, und die engen Gassen machen ein trauriges Ansehen; an den Kirchen hingegen ist nichts vergessen. Denn diese sind meistentheils prächtig und sehr reich, so wie die Einwohner sehr eifrige Katholiken. Niederbritannien ist das wahrhafte französische Hinterpommern. Das Land ist um ein gutes rauher als das vordere, und die Einwohner sind vollkommen so roh als die Pommeringen oder

Schwarzwälder. Sie reden auf dem Lande eine Sprache, wie die Hottentotten, und wohnen, wie das wilde Volk, in erbärmlichen Hütten, dergleichen ich nirgends in Deutschland angetroffen habe. Dabei sind sie ungemein grosse Liebhaber von Brandewein, und um ihrer Lebensart willen wird sich nicht leicht jemand einfallen lassen, ihre Gegenden zu besuchen. Uebrigens sind sie gute Seeleute, und die, so am Strande wohnen, sehen die verunglückten Schiffe als einen besondern Segen des Himmels an. Die Niederbritannier, ob sie gleich geschworne Feinde des englischen Namens sind, sollen, wie man mich in Morlaix hat versichern wollen, von einer englischen Kolonie abstammen, und ihre Sprache auf den heutigen Tag noch in der Provinz Kornwallis gesprochen werden. Sie ist ganz und gar von der französischen unterschieden, und vielleicht die Sprache der alten Celten. Para heist auf niederbritannisch Brod und Kick Fleisch, ya heist ja, und nann, nein. Das ch sprechen sie noch härter aus als die Schweizer und Hebräer.

Nun war ich glücklich an dem Orte meiner Einschiffung, nämlich zu Morlaix, angelangt, und befand mich also an den äussersten westlichen Gränzen Frankreichs, so wie 10 Jahr vorher auf der Insel Rügen, als dem lezten Rande von Deutschland. Hier wurden mir noch 12 theils deutsche, theils französische Bergleute untergeben, daß ich also 20 dergleichen Menschenkinder unter meinen Befehlen hatte.

Nach-

Nachdem man uns in gedachtem Morlaix, einem recht artigen Städtchen, mit allem, was zu unserer weitern Reise erforderlich gewesen, versehen hatte, und mir von dem Kaufmann, an den ich empfohlen war, alle nur ersinnliche Ehre und Höflichkeit war erwiesen worden, so stiegen wir den 8ten Brachmonats zu Schiffe. Es führte solches den Namen: le Postillon de Morlaix, und war von 80 Tonnen. (Touneaux) Der Wind war uns, so bald wir aus dem Hafen und vor dem Schloß Taureau, welches an dessen Eingang auf einem Felsen mitten in der See liegt, vorbei gesegelt waren, völlig entgegen. Unser Hauptmann näherte sich aus dem Grunde den englischen Küsten, in der Vermuthung, daselbst einen bessern Wind anzutreffen. Das Wetter war trübe, der Wind bließ stark, und unser Schiff war klein. Es dauerte also nicht vier Stunden, so waren alle meine Leute, einen einzigen ausgenommen, und meine 2 Stubengesellen, seekrank. Ich, der zur See nie weiter, als von Stralsund nach Lübeck gereist war, blieb zu meiner größten Verwunderung verschont, und kam mit einer kleinen Erhizung, von der sich meine Natur selbsten half, davon. Der widrige Wind und das trübe Wetter hielten 2 Tage an; am dritten aber schien sich alles nach unsern Wünschen zu ändern. Wir sezten unsere Reise unter sehr günstigem Winde bis an das Kap Finisterre *) fort; hier aber wurde die See und der Wind so wütend, daß wir alle, die keine Seeleute waren, dem Ende unsers Lebens nahe zu seyn glaub-

*) In Gallicien.

glaubten. Erst Nachts um 12 Uhr legte sich unser vermeinter Sturm, und wir bekamen das beste Wetter von der Welt, so daß wir das Kap la Roque, so nur 3 Stunden von Lissabon gelegen, zu sehen bekamen, und glücklich vorbei segelten. Den zehnten Tag kamen wir an das Kap St. Vincent, welches an der Spize des kleinen Königreichs Algarbien liegt. Hier mußten wir als Leute, die diesen Weg noch nie gemacht hatten, eine Hänselung mit uns vornehmen lassen. Unser Hauptmann, ein wider die Gewohnheit der Seefahrer sehr liebenswürdiger Mann, gab uns, die wir seinen Tisch hatten, einen Schmauß, und die Bergleute nebst den Matrosen bekamen doppelte Portionen. Ein jeder der Neulinge mußte sich auf ein Bret sezen, das quer über einen grossen Zuber voll Wasser gelegt war, und nachdem er versprochen hatte, daß er niemals bei der Frau eines Seefahrers schlafen wolle; so wurde ihm die Stirne naß gemacht. Ich hatte die Ehre zuerst, und kam sehr wohlgehalten davon; dreyen meiner Bergleute aber wurde mit größter Geschwindigkeit das Bret unter dem Rücken hervorgezogen, daß sie in den Zuber fielen. Mit einem Matrosen, der ebenfalls ein Neuling in dieser Gegend war, und mit dem Schiffsjungen gingen die Schiffsknechte gar unsäuberlich um. Diesem wurde der Ort, worauf sie sizen, mit einem stumpfen Besen so unsauber ausgefegt, daß fast das helle Blut darnach lief. Wir hatten bei diesem Vorgange sehr gutes Wetter, und seitdem wir das Kap Finisterre zurückgelegt hatten, immer einen sehr hellen Himmel, aber weit kürzere Tage,

als sie um diese Jahrszeit in unserm Vaterlande sind. Denn gleich nach sieben Uhr war die Sonne schon unter. Wir näherten uns nunmehr dem Ort unserer Ausschiffung mit vielem Vergnügen, weilen wir das Land beständig sehen konten. Kaum waren wir aber vor dem Kap St. Vincent vorbei, so überfiel uns eine Windstille, die um so verdrüßlicher war, weilen wir nur noch etliche 40 Stunden bis nach Kadiz zurückzulegen hatten. Doch diese Verweilung hatte ihre Annehmlichkeiten, die mir angenehmer waren, als der günstigste Wind, indem ich Dinge zu sehen bekam, die ich mir in diesen Gegenden nimmermehr vermuthet hätte. Das erste war ein Fisch, den unser Schiffshauptmann Soufleur nannte. Ich konte mir keine grössere Kreatur vorstellen. Denn sein Rücken ragte wie ein grosser geladener Heuwagen aus dem Wasser hervor, und er spie es über 15 Schuh hoch aus seinen Naselöchern in die Luft. Etliche Stunden hernach zeigte mir der Schiffshauptmann in einer Entfernung von ohngefähr einer Stunde die Merkmale eines Wallfisches. Es schien, als wenn an dem Ort, wo er sich aufhalten sollte, eine Wolke aus dem Wasser gestiegen, und gleich wieder verschwunden wäre. Ich war in der That ganz traurig, daß wir nicht näher waren; aber auch hierinnen sollte mein Hunger nach Merkwürdigkeiten gestillt werden, indem des folgenden Nachmittags um 2 Uhr ein solches ungeheures Geschöpf ganz nahe vor unserm Schiff vorbei schwamm. Wir hatten alle Gelegenheit, ihn recht zu betrachten, nämlich so viel als aus dem Wasser hervorragte, und das war nur

der

der Rücken; aber ein solcher Rücken, gegen den alle erschaffene unserer Welt nur Kleinigkeiten sind. Er glich einem schwimmenden Berge, auf dem die Floßfedern wie grosse Pallisaden in die Höhe stunden. Er spie das Wasser über 30 Schuh hoch aus der Nase. Ich dachte an jenes Gedicht des Herrn von Hallers, wo er den Wallfisch nennt:

Das Thier, das Ströme bläst,
Und mit dem Schwanze stürmet.

Dieser unerwartete Anblick, das stille Wetter, die Nachbarschaft des festen Landes, und die Hofnung, bald ausgeschifft zu werden, versüßten wenigstens bei uns Reisenden die den Seefahrern so verdrüßliche Windstille um gar vieles. Nachdem solche ganzer 3 Tage so stark angehalten hatte, daß wir während dieser Zeit kaum eine Meile hatten zurücklegen können, so stellte sich endlich ein günstiger Wind ein. Wir bedienten uns dessen mit so gutem Erfolge, daß wir in 24 Stunden die Stadt Kadiz zu Gesichte bekamen.

Drit-

Drittes Kapitel.

Kadiz.

Der Anblick dieser Stadt übertrift alles, was man von einer vortreflichen Lage rühmen kan. Sie liegt auf einer runden Halbinsel, die aller Orten, wo man ihr mit Schiffen nahe kommen kan, wohlbefestigt ist. Auf dieser stellt sich die Stadt wie ein mit kostbaren Aufsäzen gezierter Tisch dem Auge dar, und diese Schönheit wird durch die Farben der Häuser, die alle entweder blaßgelb oder ganz weiß sind, ungemein vermehret. Da nun über dieses die Häuser ganz platt, und mit Lustkabinetchen und kleinen Thürmchen geziert sind: folglich dieser Anblick einem fremden Auge ganz neu ist; so kan man sich nicht satt sehen. Die schönsten Häuser stehen nach der See zu, und es ist weder Wall noch Mauer, wodurch auch in den untersten Fenstern die Aussicht nach der See im geringsten gehemmt würde. Mit einem Worte, man kan keine schönere Lage denken, als die von Kadiz für das Auge ist. Wir legten uns ohngefähr um 5 Uhr des Abends in dem Hafen vor Anker, und dankten Gott, daß wir wieder einmal ans Land steigen sollten. Dieß geschahe aber erst den folgenden Morgen um 11 Uhr. Denn so lange mußten wir warten, weilen unsere Päße und Gesundheitsumstände vorher mußten untersucht werden.

Nachdem auch dieses in seine Richtigkeit gebracht war, so stieg ich endlich den 23sten Brachmonats, nach einer 13tägigen Schifffahrt, gesund und frölich ans Land. Adam war gewiß nicht vorwiziger, seine Eva kennen zu lernen, als ich, die Spanier Der Schiffshauptmann führte mich zu einem seiner Freunde, der einer der fürnehmsten Mäkler, von Geburt ein Franzos, aber mit einer Spanierin verheyrathet war. Ich wurde ihm als ein Offizier von 20 Bergleuten vorgestellt, und mit vieler Achtung zum Mittagessen geladen. Die Gesellschaft bestund aus 4 Franzosen, 3 Spaniern und uns Fremden. Es wurde auf französisch gespeist, aber um der Spanier willen, wie ich glaube, liefen doch etliche spanische, mit Knoblauch gewürzte Gerichte mit unter. Wie der Nachtisch aufgetragen war, kam die Frau vom Hause zum Vorschein, und dieses war die erste Spanierin, die ich im Gesicht zu sehen bekam. Denn die, so ich im Eintritt in die Stadt sahe, hatten Schleier vor. Sie war schon ein wenig bei Jahren, machte ein paar fürchterliche schwarze Augen, und trat so stolz einher, wie eine morgenländische Prinzessin. Ihr Kopfpuz war sehr natürlich: die Haare zusammengebunden, und ein Kamm darauf. An dem Arme hatte sie ein schönes ganz goldenes Armband auf der blossen Haut. In der linken Hand hielte sie einen Rosenkranz, nebst einem hölzernen Kreuze, das fast 3 Zoll lang war. Im übrigen war sie wohl geschnürt, und sonsten so, wie die Straßburger deutsche Jungfern, angezogen. Sie grüßte mich mit einer Ernsthaftigkeit, die mir ganz lächerlich vor-

vorkam, und frug nach meinem Taufnamen, weil man in Spanien niemand mit dem Geschlechtsnamen benennet. Von nun an hieß ich Sennor Don Louis, und nicht mehr grande Cavallero. Einige Augenblicke darnach kam eine andre Spanierin, die eine Anverwandte vom Haus war, ins Zimmer, und diese war eine Seltenheit, die ich nach der Hand nie wieder in Spanien angetroffen habe: nämlich ein rothhäriges Frauenzimmer. Der Auftritt war in der That zum Lachen. Sie kam mit einer zuversichtlichen Miene, und freute sich vielleicht heimlich über unsere Bewunderung. Denn rothe Haare sind in Spanien ein grosser Theil von Schönheit. Ich war weit entfernt, ihr diesen Vorzug in meinem Herzen zu gestatten, und sahe sie als eine rothe Schönheit mit eben den Augen an, mit welchen die Afrikaner unsere hohlen Zähne bewundern. Sie war recht feuerroth, und hatte vielleicht in ihrem Leben kein Stäubchen Puder auf ihre Haare gebracht.

Nach dem Essen führte mich mein Begleiter zum Konsul der französischen Handelsleute, welcher mir in allem, was man als Fremdling nicht allemal wissen kan, die nöthigen Erläuterungen gab. Von da ließ ich mich zu dem Kaufmann führen, an den ich wegen meines weitern Fortkommens und der nöthigen Gelder Empfehlungsschreiben hatte. Ich mußte mein Quartier bey ihm nehmen, und genoß alle nur mögliche Höflichkeiten. Er war ein Protestant, und von Geburt ein Schweizer. Nun hatte ich in Kadiz weiter nichts zu verrichten, als zu meiner fernern

Reise

Reise nach Guadaleanal*) die nöthigen Anstalten vorkehren zu lassen; und das wäre eine Sache von einer Stunde gewesen; allein mein gutes Glück fügte es, daß ich theils wegen Mangel an Gelegenheit, theils wegen widrigen Windes noch 4 Tage in Kadiz bleiben konte, und da hatte ich Gelegenheit 2 Stiergefechte zu sehen, welches der Spanier größte Ergözlichkeit ausmacht. Das erste war auf den Johannistag, und das andere auf den darauf folgenden Sonntag festgesezt. Das Publikum wurde durch gedruckte Zettel dazu eingeladen. Zu dieser seltsamen Lustbarkeit hat jede Stadt, die von einiger Erheblichkeit ist, ihren besondern Stierplaz, der in einem zirkelrunden Amphitheater bestehet. Das zu Kadiz ist von Holz, und hat wenigstens für 12000 Zuschauer Raum. Mein höflicher Wirth hatte die Gefälligkeit, mich dahin zu führen, und zahlte weniger nicht, als einen Piaster oder 3 Livres 15 Sols**) 3 Pf. 15 S. für die Person. Die Anzahl der Zuschauer war bereits so groß, daß wir Mühe hatten, auch für dieses Geld einen Plaz zu bekommen. Weil sich jeder Spanier bei dieser Feierlichkeit in dem größten Staate zeigt und entweder seine Frau oder Liebste mit sich bringt: so ist der Anblick so vieler 100 wohlgekleideter Menschen in der That sehr schön, und auch das einzige, was mir gefallen hat. Da zwar in allen Beschreibungen von Spanien viel von den Stier-

*) In Andalusien, in der Sierra Morena, an der Gränze von Estremadura. d. H.

**) Ist nach Sächs. Gelde ungefähr 1 Thlr. d. H.

Stiergefechten erzählt wird, mir aber noch keine zu Gesicht gekommen, die mit dem, was ich gesehen, übereinstimmend gewesen wäre; so habe ich mir vorgenommen, die ganze Beschaffenheit derselben so deutlich, als es in meinen Kräften stehet, zu beschreiben. Wenn die Zeit herbeigekommen ist, daß das Stiergefecht seinen Anfang nehmen soll; so erscheint zu allererst ein Kommando Soldaten von etwa 100 Mann, die, nachdem sie jedermann, der nicht auf den Kampfplaz gehörte, abgewiesen haben, ihre Pläze in den untersten Stufen des Schauplazes nehmen. Hierauf kömt nun ein Kerl in vollem Gallop zu dem einen Eingang des Stierplazes hereingeritten, und diesem folgt ein zahmer Stier nebst denen, die zum Schlachtopfer dieser Lustbarkeit dienen sollen. Durch Hülfe dieses zahmen und hiezu abgerichteten Stiers werden sie in die Ställe gebracht, die unter den Sizen des Amphitheaters angebracht sind. Derjenige Stier nun, der den ersten Kampf halten soll, wird in einen besondern Stall gelockt, und dort von einem Spanier von oben herunter so lange mit einer Stange geneckt, und wütend gemacht, bis die Thüre, die auf den Kampfplaz geht, geöfnet wird. Während diesem verdeckten Vorgange erscheinen die Kämpfer, und machen vor den obrigkeitlichen Personen, die sich nebst einem Trompeter an einem besonders ausgezeichneten Plaze befinden, ihren Aufzug. Es waren ihrer eilf Personen, nämlich 2 Matadores, oder solche Fechter, die dem Stiere den tödtlichen Stich geben; 3 Pikadores, die zu Pferde mit ihm anbinden, und 6 Venderilleros, die zu Fuß ihre

Kunst

Kunst an ihm beweisen. Sie sind alle prächtig gekleidet, und steigen so ernsthaft einher, als ob die Wohlfahrt des Vaterlands von ihrem Verhalten abhienge. Wenn nun auch dieser Aufzug vorbei ist, so wird ein Zeichen von dem obgedachten Trompeter gegeben. Sogleich eröfnet ein dazu bestellter Kerl die Thüre des Stalls, wo sich der Stier, der auftreten soll, befindet, und bleibt um seiner Sicherheit willen in dem Winkel stehen, den die Thür im Aufmachen formirt. Die Thüre ist nicht so bald offen, so kömt der Stier in voller Wuth heraus, und läuft auf den vordersten Pikador los, allein dieser sezt ihm seine Lanze, deren Stange ein wenig dicker und länger als ein gemeiner Spieß ist, so geschickt, und zu eben der Zeit, wenn der Stier ausholen will, hinter dem Nacken in den Hals, daß das Thier durch den Stachel der Lanze, den es sich beim Ausholen so weit als möglich in den Hals stößt, gezwungen wird, abzustehen. Gemeiniglich versucht es der Stier drei- und mehrmal, gar öfters aber nur zwei- und manchmal, aber sehr selten, nur einmal, je nachdem er wild und muthig ist. Es ist fast unbegreiflich, wie es Menschen geben kan, die sich zu dergleichen Arbeiten gebrauchen lassen, und noch unbegreiflicher ist die Geschicklichkeit, mit der die Pikadores dem Stiere begegnen. Denn versieht es einer nur im geringsten, daß er seine Lanze zu früh oder zu spät einsezt, und die Zeit verfehlt, wo der Stier im Niedersezen die Augen zudrückt; so ist in beiden Fällen keine Rettung für das Pferd, und die gröste Lebensgefahr für den Menschen. Ueber dieses gehöret eine ausserordent-

dentliche Stärke im Arm, und zugleich ein Kerl dazu, der wie ein Stallmeister zu Pferd sizet. Daher geschieht es oft, daß die Lanze zerbricht, und das Pferd nicht Kraft genug hat, fest stehen zu bleiben.

Wann nun der Stier etliche Lanzenstiche von den Pikadores empfangen hat, und gemeiniglich seine größte Wuth verraucht ist, so wird ein zweites Zeichen mit der Trompete gegeben, und alsdann erscheinen die Venderilleros. Diese sind mit einigen 14-15 Zoll langen Stäben versehen, die unten einen grossen Stachel mit einem Widerhaken, wie Fischangeln haben. Ueber dem Stachel ist ein mit Werk ausgestopftes Papier, das nezförmig geschnitten ist und über diesem Ballen ein farbichtes papiernes Fähnlein. Eine solche Maschine sieht ungefähr so aus:

Man nennt sie Venderillo. Mit dergleichen laufen die Kerls auf den Stier los, welcher denn ohne vieles Bedenken seinen Feind auf die Hörner nehmen will, allein indem er zum Ausholen den Kopf niedersezt, springt der Venderillero auf die Seite, und pflanzt ihm seine Maschine hinter den Hörnern in den Nacken. Der Stier thut insonderheit bei dem ersten ganz entsezliche Sprünge, um solche loszuschütteln, allein vergebens. Denn wegen des Widerhakens ist es unmöglich. Wenn nun das arme Thier sechs bis acht dergleichen Venderillos auf dem

Hals

Hals hängen hat, und ganz natürlicher Weise anfängt, matt zu werden; so wird abermal in die Trompete geblasen. Hierauf erscheint ein Matador. Derjenige, den ich das erstemal sahe, war der berühmteste Stierfechter in ganz Spanien, seines Geschlechts ein Mulatte. Man hieß ihn el famoso Candido. (le Fameux Candide) Dieser Mensch hatte wegen seiner besondern Geschicklichkeit eine Besoldung von 300 Piasters vom Könige. Er war im größten Staate, und gieng mit recht spanischen Schritten auf den Stier los. In der rechten Hand hielt er einen blossen Degen und auf dem linken Arm hatte er einen Mantel liegen. Er stellte sich gerad vor den Stier, und hielt ihm den Degen vor die Nase, als ob er ihn zum Angriffe reizen wollte, und das war auch wirklich seine Absicht. Der Stier that mit niedergeseztem Kopf den Angriff, der Matador aber wich mit einer sehr geschickten Wendung aus. Dieses geschah', um zu sehen, wie sich das Thier beim Angriff anschickte. Hierauf näherte sich der Matador auf die vorige Art, und der Stier versuchte den Angriff aufs neue. Allein dieser Stierheld sezte ihm mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit den Degen eben zu der Zeit, wie er ausholen wollte, in den Hals, daß er bis ans Heft eindrang, und das Herz traf. Der Stoß, die geschickte Wendung, dabei nur der rechte Fuß zurückgesezt wird, das Niederfallen des Stiers und sein schneller Tod sind Vorfälle von einem Augenblicke.

Sobald dieses geschehen, erschien ein hiezu bestellter Spanier mit 3 Mauleseln, die mit Schellen

und schönen Decken behängt waren, wie aufgepuzte Schlittenpferde. Diese 3 Esel waren an eine Querstange angespant, welche mit einem Seil an des Stiers Hörner fest gemacht wurde, worauf sie mit demselben in vollem Gallop davon laufen mußten. Sogleich wurde einem frischen Stier die Thüre eröfnet, und mit demselben auf die izt gemeldte Art verfahren, nur mit dem sehr merklichen Unterschiede, daß er nicht ungerächt starb. Denn dieß war ein Meisterstier. Sobald er die Lanze an seinem Hals fühlte, so sprang er auf die Seite, nahm den Kerl und das Pferd mit eben so wenig Mühe auf die Hörner, als ob es ein Gebund Heu gewesen wäre, und bohrte diesem das rechte Horn so weit es reichte, zwischen die Rippen ein, daß die Gedärme herausgingen. Der Pikador bekam Zeit sich zu retten, und stieg eben so kaltsinnig auf ein frisches Pferd, als ob ihm nur ein Spaß mislungen wäre. Dieser Auftritt war so zu sagen für die Spanier Gewürz auf die Suppe, und man sah ihnen das Vergnügen aus den Augen leuchten. Ich war mir nichts weniger vermuthen, als daß es Menschen geben sollte, die kühn genug wären, nach einem so fürchterlichen Exempel einen zweiten Versuch zu wagen; aber nicht so bald hatte der Stier seinen vermeinten Feind getödtet; so kam ein anderer Pikador und zeigte ihm seine Lanze. Das Thier sprang mit voller Wuth auf ihn los, bekam aber den völligen Stich in den Hals, und sprang ab. Damit ritte der Pikador auf die Seite, um seinem Kameraden Plaz zu machen; der Stier aber verfolgte ihn und riß mit einem Stoß dem Pferde die

beiden hintern Schenkel so weit von einander, daß es nur noch auf den vordern stehen konte. Dieses gab zu einem Auftritt Gelegenheit, der mir unter allen am meisten misfiel, und Verdruß machte. Man wollte nämlich das Pferd nöthigen, auf seine zwei Hinterfüsse zu stehn, und als ihm dieß wegen der starken Wunde unmöglich war, so spante man ihm 3 Maulesel an den Hals, und so mußte das arme Pferd auf seinen 2 vordern Füssen den im Gallop laufenden Mauleseln nachhüpfen. Das war für die Spanier eine ganz ausserordentliche Freude.

Nun kam die Reihe an den dritten Pikador. Auch diesem erging es nicht besser. Der Stier sezte den Kopf zum Anfall nicht eher nieder, bis er so nahe war, daß ihm die Lanze nicht mehr eingesezt werden konte, und damit war aller Vortheil auf seiner Seite. Er bediente sich dessen auch so wohl, daß er dem Pferd forne einen Stoß in die Brust versezte, daß das Blut armsdick herausfloß, und ihm in einem Augenblick den Garaus machte. Der Reuter kam wieder glücklich davon. Nun hatte dieser Stier bereits 3 Pferde erlegt, und würde vielleicht noch mehreres Unheil angerichtet haben, wenn nicht den Venderilleros das Zeichen zum Angriff wäre gegeben worden. Die Spanier waren hierüber eben so unwillig, als sie über seine Heldenthaten vergnügt gewesen waren, und gaben ihren Unwillen durch ein allgemeines Murren deutlich zu erkennen. Die Venderilleros kamen mit diesem, so wie mit allen folgenden, glücklich davon; aber der Matador konte ihm das Herz nicht treffen. Die arme Kreatur lief mit dem Degen, der ihm wenig-

nigstens 14 Zoll tief im Hals stack, auf dem Kampfplaz herum, und fiel endlich vor Mattigkeit nieder, daß er mit einem spizigen Eisen, welches ihm einer seiner Schinder in den Nacken stieß, mußte getödtet werden.

Der fünfte Stier schien unter allen sein Leben am liebsten zu haben, und verkaufte es theuer. Die Thüre war nicht so bald geöfnet, so sprang er in der That recht stiermäßig auf den ersten Pikador los, und griff wider die Gewohnheit aller übrigen seinen Feind von der Seite an. Da war nun alle Kunst und Geschicklichkeit vergebens. Der Stier erwischte das Pferd in der Gegend, wo der Sattel angegürtet ist, und bekam im Aufheben den Reuter beim Schenkel zu fassen. Dadurch wurde das Pferd sein eigener Meister, und lief mit einer grossen Wunde davon, den Reuter aber warf der Stier so unsanft zu Boden, daß er an kein Aufstehn mehr dachte. Von den übrigen fünfen, die noch zum Vorschein kamen, und zum Schauspiel dienen sollten, waren nur noch die erstern, die angreifen wollten, die zwei leztern aber zeigten allem Vermuthen nach wegen des vielen Bluts, das auf dem Kampfplaze floß, weder Muth noch Herzhaftigkeit. Man ließ um deswillen drei Hunde herbeiholen, über die ich in der That erstaunte. Sie waren nicht grösser als unsere halbgewachsne Fleischerhunde, und wie man mich hat versichern wollen, so wird auch keiner besonders abgerichtet. Dem ungeachtet fielen sie den Stier mit solcher Wuth an, daß er in Zeit von 3 Minuten zu Boden lag. Einer

sprang ihm an die Nase, der andre an das Ohr und der dritte faßte ihn hinten zwischen den Beinen an einer sehr empfindlichen Gegend. Nur einen der Hunde bekam ein Stier mit den Hörnern zu fassen, und warf ihn so unsanft auf die Seite, daß er es bei einem Bißchen Bellen mußte bewenden lassen. Der zehnte und lezte Stier hatte über dem ganzen Leib ein Tuch hangen, an dem Schwärmer angeheftet waren, und wurde gleich von den Venderilleros, die langsam brennende Venderillos auf ihn pflanzten, angegriffen. Die Wirkung von dieser Schinderei war sehr gering. Die Schwärmer an den Venderillos entzündeten sich zwar erst, wie diese schon aufgesteckt waren, allein das Krachen, der Rauch und insbesondere die Schmerzen, die das Feuer dem armen Thier am Hals muß gemacht haben, betäubten es so sehr, daß es nicht von der Stelle gieng. Es blieb also nichts übrig, als ihm mit einem spizigen Eisen den lezten Stoß zu geben, und hiemit hatte dieses Schauspiel ein Ende.

Wer sollte es glauben, daß es in dem gesitteten Europa, in der Christenheit und in einem Lande, das die Franzosen zu nächsten Nachbarn hat,*)! Gegenden geben könne, wo man sein größtes Vergnügen darinnen findet, daß man die besten Geschöpfe, die Gott zum Nuzen des Menschen erschaffen hat, zu Tode

*) Der Schluß paßt nicht. Diese galante Nation hat selbst schon die größten Grausamkeiten verübt. Und dann sind ja diese beide Nachbarn — gewiß nicht so gute Freunde, daß sie einander zum Muster nehmen sollten. d. H.

Tode schindet? Die nämlichen Spanier, die keine Pferde aus ihrem Land verkaufen dürfen, finden ihre größte Ergözlichkeit darinnen, wenn sie solche der Wuth eines rasendgemachten Stiers aufopfern können, ja sie leiden lieber Hunger, und sehn ein Stiergefecht, als daß sie zur Aufnahme ihres zerfallenen Ackerbaus und zu ihrer Nahrung von diesen Thieren einen rechten Gebrauch machen sollten. Ich meines Orts würde es für eine grosse Strafe ansehen, wenn man mich zwingen wollte, dergleichen viehische Lustbarkeiten öfters mit anzusehen. Auf der einen Seite war es Furcht und Mitleiden, und auf der andern Haß und Unwillen, womit meine Seele bei diesem Schauspiele beschäftigt war. Die Freude der Spanier bei den gefährlichsten Auftritten machte mir gleich anfangs einen sehr schlechten Begriff von ihren Gesinnungen. — Da übrigens das Stiergefecht den Befehlshabern der Städte sehr einträglich ist, so wird es auch von dieser Seite sehr stark begünstigt. Denn die Hände werden ihnen von denen, die es unternehmen, sehr stark versilbert. Diese müssen Stiere, Pferde und überhaupt alles bezahlen, was dazu erfoderlich ist. Die Fechter bekommen ebenfalls ihren Lohn von ihnen, und der Matador über diesen noch den Stier, wenn er ihn auf den ersten Stoß fällt. Ein Pikador erhält 15 Piaster, und ein Matador 20. Der Vanderilleros ihre Bezahlung ist unbestimt; die Trinkgelder machen aber ihr vornehmstes aus, indem sie allemal auf ein gutes Geschenk zählen können, wenn sie ihre Vanderillos einer Person zu Ehren wohl einpflanzen; aber wenn es nicht auf den ersten

sten Versuch geschieht; so werden sie ausgelacht. Nun ist der Unternehmer gehalten, recht gute Stiere und Pferde herbei zu schaffen; aber jene sind öfters nicht recht wild, und diese so schlecht, als man sie sehen kan. Beide werden aber für gut angenommen, wenn an hohen Orten genug geschmiert worden ist. Die Stiere kommen aus den Andalusischen Wäldern, wo man sie wild herumlaufen läßt, ohne daß sie Kühe zu sehen bekommen. Sobald ein Stierkalb bei einer Heerde etwas erwachsen ist: so versucht es der Hirte, ob es auch eine Anlage hat, böse zu werden? Ist dieses, so wird es gezeichnet, und in den Wald gethan, wo es so lang wild herum läuft, bis es erwachsen ist, und zu einem Gefecht aufgekauft wird. In den Wäldern werden sie auch gewissermassen gehütet, doch nicht sehr genau, welches um deswillen nicht gar wohl möglich ist, weil sie sich nicht nahe kommen lassen. Deswegen führen die Hüter so wie die Fechter allezeit einen Mantel bei sich, den sie dem Stier, wenn er ihnen zu nahe kömt, auf den Kopf werfen, wodurch sie mehrentheils Zeit bekommen zu entwischen. Je wilder nun der Stier ist, je theurer wird er bezahlt, und der Eigenthümer bildet sich eben soviel darauf ein, wenn sich einer seiner Stiere wohl bei einem Gefecht hält, als in unserm Land eine Bauersfrau auf ihren Sohn, wenn er zum erstenmal mit Beifall gepredigt hat.

Dieses wäre so ohngefehr das, was mir bei einem Stiergefecht merkwürdig oder sonderbar vorgekommen ist. Allein des gefaßten Ekels und Widerwillens

willens ohngeachtet muste ich den folgenden Tag noch einmal ein Zuschauer von diesem widrigen Schauspiel seyn. Ich that es um des Wohlstands Willen, und sahe noch einmal 10 Stiere und 3 Pferde aufopfern; doch konte ich es nicht über mein Herz bringen, bis ans Ende zu bleiben. Nur noch dieses einzige muß ich hiebei erwähnen, daß keine Stadt, ja kein Städtchen in Spanien ist, wo nicht wenigstens Ein dergleichen Gefecht des Jahrs gehalten wird, so daß viele 1000 Stiere dabei zu Grunde gehn. In ganz kleinen Städten machen die Spanier eine Art von Wagenburg statt eines Amphitheaters, und auf den Dörfern, wie zu Guadalkanal, wird keine Kuh geschlachtet, die sie nicht wenigstens etliche Stundenlang durch Schlagen, Stechen und Herumstossen wild gemacht haben. Daher hält sich das Kuhfleisch im Sommer mit genauer Noth über Nacht, und das von den Stieren ist fast gar nicht zu geniessen. Denn es ist, auch wenn es gekocht ist, roth wie eine Kirsche, und wird den armen Leuten für 2 Sols *) das Pfund verkauft, während daß man das Kuhfleisch mit 2 Realen oder 10 Sols zahlen muß.

Meine übrige Zeit brachte ich meistentheils mit Ergözlichkeiten in Kadiz zu, mit denen mir mein höflicher Banquier die Zeit zu verkürzen suchte. Ich sahe in seiner Gesellschaft die italiänische Opera, die sonderlich für die Kenner der Musik etwas unvergleichliches seyn soll. In der spanischen Komödie aber spielte ich eine wunderliche Rolle. Denn ich saß so gleichgültig, als ein Jude, dem man eine Kir-

*) 8 Pf.

Kirchenordnung vorliest. Die französischen Komödianten spielten damals noch nicht, weil das Komödienhaus noch nicht völlig fertig war. Ich muste mir dieses als eine der Kadizer Merkwürdigkeiten zeigen lassen, und bat bei dieser Gelegenheit meine Begleiter mit mir hinauf zu steigen, weil es eines der höchsten Häuser der Stadt war.

Hier hatte ich eine Aussicht, die vielleicht nicht ihres gleichen in der Welt hatte, als zu Babylon auf den hängenden Gärten. Die Häuser sind, wie ich bereits angemerkt habe, oben ganz platt, und mit vielen Blumentöpfen und dergl. besezt. Die Vornehmen und Reichern haben über dis oben auf den Häusern kleine Kabinetchen und Thürmchen, dergleichen auch auf diesem Komödienhause waren. Auf diesen konte ich nun nicht nur die Stadt, sondern auch den mit mehr als 500 Schiffen besezten Seehafen übersehen. Jenseits des Hafens, gegen der Stadt über, siehet man die ebenen Felder von Andalusien und die Gebirge von Grenada, die den schweizerischen an Höhe wenig nachgeben; also, fast mit einem Blicke, einen mit Schiffen wohlbesezten Hafen, ebenes Land, grosse Gebirge, die offenbare See, und eine Stadt, die oben einem Garten gleich sieht. Diese Aussicht, ist meiner Meinung nach einzig.

Die Stadt Kadiz ist übrigens von innen nicht so schön, als sie sich von aussen dem Auge darstellt. Denn die Häuser haben wegen der kleinen und wenigen Fenster kein gar gutes Ansehn, und die Gassen

sind

sind sehr enge, und sonderlich Vormittags voll übeln Geruchs, weil die Spanier keine Abtritte haben, und das, was sie des Nachts über zusammen sparen, des Morgens auf die Gasse schütten. Dieses verursacht, bis es die Sonnenhize verzehrt hat, einen pestilenzialischen Geruch. Die Stadt ist ferner kaum so groß, als Colmar; *) aber über die Maassen stark bewohnt. Denn man rechnet an die 80 bis 90000 Einwohner, worunter 20000 Franzosen, und 12 bis 15000 Italiäner gezählt werden. Diese Ausländer haben den Handel meistentheils in ihren Händen, und sind durchgehends sehr reich, und ungemein höflich. Daher ist die Lebensart hier viel besser, als in den übrigen spanischen Städten, und an der Polizei sehr wenig auszusezen. Nachts sind die Strassen mit Laternen behängt, und wegen der vielen fremden Consuls muß die gemeine Sicherheit weit strenger gehandhabt werden, als in den andern Städten Spaniens. Dabei ist wegen des starken Handels, alles, was nur erdacht werden kan, ums Geld zu haben; aber ausserordentlich theuer. Dieses leztere hat Kadiz mit allen reichen Städten gemein, und gewiß, sie ist, nach Verhältniß ihrer Grösse, eine der reichsten Städte des Erdbodens. Schon in den entferntesten Zeiten des Alterthums war sie wegen ihres Handels

*) Damit man von der übergrossen Bevölkerung von Kadiz urtheilen kan, bemerke ich von Colmar, daß diese Stadt 1300 Häuser zählt, und in 3 Viertelstunden zu umgehen ist. Sie hat 1734 Toisen oder 473 franz. Ruthen im Umfange, und 16 - 20000 Einwohner. S. Elsasser Patriot Jahrg. 1777. S. 34. Erstes Halbjahr. d. H.

dels und ihrer vortreflichen Lage eine berühmte und wichtige Stadt. Da sie sich nun bis auf diesen Tag in gutem Flor erhalten hat, und von dem Handel nach den spanischen Besizungen in Amerika den besten Vortheil zieht; so ist es nicht anders möglich, als daß sie sehr reich seyn muß. Die Kaufleute daselbst gewinnen mit ihren Bestellungen nach Amerika und Spanien mehr, als die meisten andern Handelsleute durch Unternehmungen, wobei das Beste für sie ist, daß sie nie wagen, und, um zu gewinnen, nur arbeiten dürfen. Die Pracht ist aber auch in dieser Stadt so groß, daß man erstaunt. Die geringsten Handwerksleute gehen in Sammet und Seiden einher und nicht wenig Kaufmannsfrauen tragen Reichthümer in ihren Haaren, mit denen man in meinem Vaterland *) den bedrängten Familien ganzer Städte aushelfen könte.

*) Ist mir nicht bekant. d. H.

Viertes Kapitel.

Reise nach Sevilla und Guadalkanal.

Nachdem ich die Stadt so viel möglich besehen, und verschiedenemal auch so gar in Gesellschaften von spanischem Frauenzimmer Gelegenheit gehabt hatte, die Kadizer Lebensart kennen zu lernen: so kam mir meine Abreise nicht so schwer an, als sie mich geworden wäre, wenn ich diese berühmte Stadt, ohne mich umgesehen zu haben, hätte verlassen müssen. Da nun ein Schiff bestellt, und alles nöthige besorgt war, so sezte ich mich mit meinem Trupp auf ein kleines spanisches Fahrzeug, und fuhr den 28sten Brachmonat Morgens um 8 Uhr ab. Unser Weg ging nach Sevilla. Wir durften also nicht lange auf der See bleiben, sondern fuhren noch den nämlichen Tag in den Quadalquivir ein. Dieser ist an seinem Ausfluß über eine halbe Meile breit, er wird aber immer schmäler, und ist bei Sevilla nicht breiter, als der Mayn bei Frankfurt. Wir hatten auf demselben nicht so bald etliche Meilen zurückgelegt, so wurden wir von einer uns bisher noch unbekanten Hize überfallen. Denn in Kadiz ist sie wegen der Nachbarschaft des Meers, und wegen der kühlen Winde, die fast beständig streichen, sehr leidlich. Der Himmel, die Luft und der Erdboden waren nun ganz von dem unterschieden, an den wir bisher gewohnt gewesen, und je weiter wir in das

Land hineinfuhren, je merklicher wurde dieser Unterschied. Des Himmels Gewölbe schiene viel grösser und die Sonne viel weiter entfernt zu seyn, als es dem Auge in unserm Vaterland vorkomt, und weil dieses wohlthätige Gestirn seine Strahlen viel senkrechter schoß, so war die Hize natürlicher Weise viel stärker, als in unsern gemässigten Gegenden. Nachdem wir noch an dem nämlichen Tage unserer Abfahrt der Hauptstadt Andalusiens so nahe gekommen waren, daß wir nur noch etliche Meilen zurückzulegen hatten, so nöthigte uns die Ebbe und der schlänglichte Lauf des Quadalquivir, unser Schiff die Nacht über vor Anker zu legen. Die unzähligen Heerden von Rindvieh und Schafen, die wir diesen Tag über an den Ufern des Flusses erblickt hatten, und die fruchtbaren Ebenen gaben mir die beste Hofnung von diesem wegen seiner Fruchtbarkeit so berühmten Lande, und da ich ohnehin alles hervorsuchte, was trostreich war: so nahm ich auch die Menge dieser Heerden als einen Vorschmack des zu hoffenden Segens in diesem Lande an. Hätte die Sonne uns nicht so gar unbarmherzig auf den Scheitel geschienen; ich würde geglaubt haben, im Paradiese zu seyn, so fruchtbar und herrlich sieht es an den Ufern des Quadalquivir aus! — Aber die Hize war ausserordentlich bis nach der Sonne Untergang. Endlich erschien die Fluth, und wir langten durch Hülfe derselben den 29sten um 3 Uhr Nachmittags zu Seville an. Mein spanischer Schiffspatron, der wegen des starken Kommando, das ich bey mir führte, eine ausserordentliche Ehrfurcht gegen mich bezeugte, hatte

te schon in Kadiz Befehl erhalten, mich sogleich bei meiner Ankunft zu dem Banquier zu führen, an den ich empfohlen war. Er hielt eben Siesta, (Nachmittagsruhe) als wir in sein Haus kamen. Ich bat um des willen seinen Bedienten, mich in ein französisches Wirthshaus zu führen. In diesem traf ich einen artigen Wirth an, der gar wohl verstund, wie man Deutschen und Franzosen in dieser Jahrszeit in Spanien etwas zu gut thun kan, und ließ für die Bergleute eine Limonade zurecht machen, die auch einen Fürsten würde erquickt haben; mir aber machte er eine von rothem Wein von Mancha, dem Vaterlande des ehrlichen Don Quixote. Nachdem wir uns treflich erlabt hatten; so bat ich meinen Wirth, mit mir auf die in Spanien so berühmte Hieralda oder Hauptkirche von Sevilla zu steigen, wozu er denn auch ganz willig war. Ich sahe also dieses Wunderwerk von Spanien; aber noch lange nicht mit der Entzückung, mit der es die Spanier ansehen. Der Thurm ist bei weitem nicht so hoch, als der zu Straßburg, und in Ansehung der Bauart gar nicht mit demselben zu vergleichen. Denn er ist schlechthin gemauert, und viereckigt. Das artigste, und was mir am meisten daran gefallen hat, ist dieses, daß man hinauf reiten kan. Man steigt 41mal von einem Viereck zum andern so unmerklich bergan, daß man fast gar keine Mühe zum Hinaufsteigen anwenden darf. Er ist also bis dahin, wo die Glocken hängen, und wo die übereinander gewölbten Vierecke ein Ende haben, deren jedes 4 Schuh (von einer Ecke zur andern einen Schuh in die Höhe ge-

rech-

rechnet) höher, als das andere steht, — bis dahin ist es 164 oder viermal 41 Schuh hoch. In dieser Höhe hangen 22 Glocken von verschiedener Grösse ganz frei zwischen den Mauren des Thurms, deren die gröste, so wie die kleinste, allemal von einem Menschen kan geläutet werden. Denn die Glocken hängen mit dem Holz, an welches sie befestigt sind, in einem so artigen Gleichgewichte, daß die geringste Kraft dem Holze und der Glocke den Schwung gibt, und da fährt sie nicht hin und her, wie bei uns, sondern sie fällt immer auf der einen Seite herunter, und durch den Schwung des Holzes fährt sie auf der andern Seite wieder in die Höhe, und das gibt den nämlichen Ton, als wenn sie auf die bei uns gewöhnliche Art geläutet würde.

Von hier aus kan man nun ganz Sevilla übersehen, und das spanische Sprichwort: wer Sevilla nicht gesehen hat, hat nichts wunderbares gesehen, *) kam mir in dieser Höhe eben so übertrieben vor, als beim Eintritt in diese Hauptstadt. Vermuthlich ist es von solchen Menschen aufgebracht worden, die nie weiter als in Andalusien herum gekommen sind. Ich seze Straßburg dieser Stadt nicht nur an die Seite; sondern ich ziehe es ihr sogar vor. Sevilla ist um ein merkliches grösser; aber viel schlechter bewohnt, und sehr schlecht gebaut. Das königliche Schloß, so fast meistentheils auf alabasternen Säulen ruht, ist ein kostbares Gebäude, das mir inwendig zu sehen nicht vergönt war, und die Tabaksfa-

brike

*) Qui no ha vista Sevilla, no ha vista mirabilla.

brike hat wenigstens in ihrer Art wenige ihres gleichen in der Welt. Sie ist ein viereckigtes von weisen Quadersteinen aufgeführtes Gebäude ohne Dach, dessen jede Seite weit über 100 Schritte beträgt. Es arbeiten Tag und Nacht viele 100 Menschen und Pferde in diesem vortreflichen Gebäude, das dem König viele Millionen Piaster eintragen soll. Diese 2 Gebäude, nebst der königlichen Stückgiesserei, den kostbaren Kirchen und Klöstern, wie auch dem Erzbischöflichen Pallaste, sind in der That rechte grosse Zierden dieser Stadt, aber das übrige ist so unansehnlich, daß man statt grosser Bewunderung eher ein kleines Mitleiden zu erkennen geben möchte.

Sevilla ist durch den Quadalquivir in zwei Theile getheilt, davon der kleinste, so gegen Morgen liegt, das Inquisitionsgebäude enthält. Mein ganzes lutherisches Herz zitterte mir, als ich dasselbe auch nur von aussen betrachtete. Man sieht ganz deutlich, daß es nicht aus Menschenliebe gebaut worden. Denn an den hohen und dicken Mauern, an denen nur kleine und wenige Tagelöcher angebracht sind, kan man schon wahrnehmen, daß der Geist der Verfolgung hier einen treflichen Siz hat aufschlagen können. Jedoch es müssen alle Ausländer zum Ruhm der heutigen Regierung bekennen, daß die Inquisition jezt kaum dem Namen nach fürchterlich ist. *) Gegen diesem Gebäude über ist der Stierplaz, dessen eine Hälfte von Quadersteinen; die andere aber von

*) Bekantlich kan man dieses seit einigen Jahren nicht mehr sagen. d. H.

von Holz gebauet ist. Nichts übertrift übrigens die Pracht und Reichthümer der Kirchen. Man sollte glauben, daß alle Schäze der neuen Welt zu deren Auszierung wären verschwendet worden. In den Hauptkirchen ist es nichts seltenes, die Patronen von dichtem Silber in Lebensgrösse anzutreffen, und die heiligen Gefässe sind meistentheils von Gold, und noch dazu mit den kostbarsten Steinen besezt. An grossen Festen und andern feierlichen Tagen, sind die Kirchen mit den kostbarsten Tapeten behangen, und nichts vergessen, was die Pracht des äusserlichen Gottesdiensts erheben kan. Die Wachslichter brennen duzendweis, und alles, was kostbar ist, und dem Geld wehe thut, wird beinahe verschwendet. So gar die Kunstfeuer sind eine Art von gottesdienstlichen Ehrenbezeugungen, mit denen man in Spanien den Heiligen und Patronen der Kirchen seine Ehrfurcht bezeugt. In Kadiz hatte ich auf den Johannistag ein sehr schönes Feuerwerk bei dem Kapuzinerkloster abbrennen sehen; aber es war nur ein Schatten gegen das, was ich am Peterpaulabend auf der Hieralda zu Sevilla sah. Es dauerte über 2 Stunden, und wurde mit 2500 Piastern, oder mehr als 9000 Livres bezahlt. Man sahe Rosenkränze, des Petrus Schlüssel, die päbstliche Krone, Meßgewänder und dergl. in der Luft brennen, und die Anzahl der Raketen und Granaten von allerhand farbigten Feuern war fast unzählig. Der Meister dieses Kunstfeuers war ein Italiäner, dessen besondre Geschicklichkeit in ganz Spanien berühmt war. Wer weiß, daß die Hauptkirche zu Sevilla etliche 100000

Du-

Dukaten Einkünfte hat, wird sich eben nicht gar sehr wundern, daß sie ihrem Patron zu Ehren so viel an ein Feuerwerk hat wenden können. Sie hat einen Erzbischoff, der nach dem zu Toledo der reichste in ganz Spanien ist.

Nun muß ich auch noch etwas von der Hauptkirche selbst erwähnen. Diese ist ein ungeheures Gebäude, das ein rechtes Original der gothischen Baukunst kan genennt werden. Ich habe es mit Erstaunen betrachtet, und gefunden, daß es wenigstens um ein Drittel grösser ist, als die Münsterkirche zu Straßburg. Unter dem Hochwürdigen liegt Christoph Coloin, der Finder der neuen Welt, begraben, der diese Ehre mit einer ganzen Strasse der Stadt erkaufen wollen, ohne daß ihm solche versprochen worden wäre; ob ihm nun dieselbe nach seinem Tode auf Befehl hat müssen erzeigt werden, oder ob man ihm solche aus Großmuth hat angedeihen lassen, ist mir unbekant. In einer alabasternen Nebenkapelle steht der Sarg Ferdinand des Heiligen, für den noch täglich etliche Duzend Messen gelesen werden. Sonsten sind in Sevilla noch ungemein viele Klöster. Die Herren Jesuiten hatten nicht weniger als sechs, ehe sie fortgeschaft wurden, und so viel besizen auch noch heutiges Tages die Dominikaner. Diesen Klöstern und den Spitälern gehören fast alle Häuser der Stadt. Denn es ist rar, einen Bürger anzutreffen, der ein eigenes Haus hätte. Ueberhaupt war Sevilla ehemals eine viel reichere Stadt, als sie heutiges Tags ist. Denn

izt erstrecket sich ihr Handel nicht weiter, als auf die Waaren des Landes, ehmals aber langte die Silberflotte bei ihnen an. Aber auch der izige Handel ist in den Händen der Ausländer, gegen welche die Spanier überhaupt einen allgemeinen Haß haben, und dieser ist insbesondre gegen die Franzosen sehr groß. Die losen Buben liefen meinen Leuten anfänglich mit Steinen nach, und schrien cochino francese (cochon françois) so lange, bis man ihnen sagte, daß sie Deutsche seyen. Der Pöbel zu Sevilla ist einer der ruchlosesten in ganz Spanien.

Nun erfordert die Dankbarkeit, die ich dem Kaufmanne, dem ich empfohlen war, schuldig bin, daß ich auch seiner erwähne. Er war ein Franzos, und hieß Pierre Castaings. Es war den Tag nach meiner Ankunft sein Namensfest, an dem er ein herrliches Gastmahl gab, zu dem ich eingeladen wurde. Die Gesellschaft bestund aus Engländern und Spaniern, mit denen ich sehr wenig sprechen konte. Nur einer der Engländer sprach französisch. Es gieng auf eine mir bis dahin ganz fremde Art so prächtig her, daß ich von den meisten Speisen nur um des Besondern willen kostete. Wein, Geflügel, Zugemüse, und Früchte war von einer mir unbekanten Gattung; aber so niedlich von Geschmack, daß ich glaubte, an der Tafel eines Grand von Spanien zu seyn. Der Speisesaal wurde alle Viertelstunden mit Wasser begossen, und war so kühl, als ein Keller im Frühling. Unter den fremden Weinen war ich am begierigsten den Wein de Kap kennen zu lernen,

nen, und unter den Früchten schmeckten mir die Maronio, welche wie grosse Erdbeere gestaltet, und inwendig ganz gelb sind, am besten. Unter andern wurden auch zwei indianische Hüner aufgetragen, die ich an den himmelblauen Köpfen erkante, weil man ihnen zum Zierrath die Federn am Kopfe gelassen hatte. Bei allen diesen Niedlichkeiten fehlte es doch an einem guten Stücke Rindfleisch, das in Spanien nicht zu haben ist, und ich bleibe für ein und allemal dabei, daß der nur mittelmäßige Tisch eines bemittelten Elsassers der Tafel des reichsten und freigebigsten Spaniers vorzuziehen ist, wenn man die Speisen in Rücksicht auf die Gesundheit und eine gründliche Nahrung beurtheilen will.

Wie nun auch hier alles zu unserm weitern Fortkommen war veranstaltet worden; so sezten wir den 30sten Brachmonats Abends um 6 Uhr unsere Reise fort. Meine Leute hatten 20 Esel zum Reiten, und ich ein Pferd. Sechs Esel trugen die Geräthschaften, und 4 den Proviant. Dabei waren 4 Spanier, als Wegweiser und Eselstreiber. Kaum hatten wir ohngefehr 2 Stunden zurückgelegt, so überfiel uns ein spanisches Ungewitter. Wenn es eben so stark gedonnert hätte, als es geblizt hat, so würde ich in meinem Leben nichts fürchterlichers erlebt haben. Es folgte ein Bliz auf den andern, und es schien, als ob dicke Feuersäulen sich aus der Erde erhöben, und gen Himmel führen. Und das so geschwind auf einander, und so anhaltend, daß uns Fremdlingen die Haare zu Berge stunden. Die

Spanier nahmen unsere Furcht wahr, und suchten uns durch Singen und Zurufen lo esta nadda (das ist nichts) aufzurichten. Unterdessen war es eine Art von Bliz, dergleichen man in Deutschland niemals zu sehen bekömmt, ob es gleich weder donnerte noch regnete, und der Himmel nur am Rande des Horizonts mit trüben Wolken bedeckt war. Nachdem wir die ganze Nacht gereist waren, und nur ein einzigesmal, um etwas zu geniessen, stille gehalten hatten: so kamen wir endlich Morgens um 7 Uhr nach Cantillana, einem kleinen Städtchen an dem Quadalquivir gelegen. Hier musten wir nun den Tag über verbleiben, um der Ruhe zu geniessen, der wir eben so benöthigt waren, als unsere Thiere. Hier war es auch, wo wir die Beschaffenheit der spanischen Wirthshäuser kennen lernten. Alles, was man uns zukommen ließ, war ein Plaz, der nicht viel besser aussahe, als eine bedeckte Holzschuppe. Mir als dem Befehlshaber und Grand Cavallero wieß die Frau vom Haus aus besonderer Gefälligkeit ein kleines Ställchen an, wo 2 Schaffelle auf der Erde lagen, deren ich mich zu meiner Ruhe bedienen sollte. Ich hatte mein Bett bei mir, konte mich aber nicht entschliessen, es abpacken zu lassen, weil in den Behausungen der Spanier gar starke Einquartirungen zu befürchten sind. Wir brachten wegen der ungeheuren Menge Fliegen und der grossen Hize unsre Zeit sehr elend zu, und, ohne viel geruht oder etwas genossen zu haben, sezten wir unsre Reise auf den Abend fort. Nachdem wir den Quadalquivir übergesezt, und eine Stunde zurückgelegt hatten; so

kamen wir in das Gebirg Sierra Morena. Hier erfuhren wir die Unbequemlichkeiten, denen man auf den Reisen in Spanien ausgesezt ist, in ihrem vollen Maasse. Auf ausgetretenen und steilen Wegen, die kaum einen Schuh breit waren, ritten wir, unsern Thieren überlassen, unter den grausamsten Kopfschmerzen matt und kraftlos einher. Das ganze Gebirge war mit wildem Lorbeer, Jesmin, Salbei, Rosmarin und dergleichen stark riechendem Gesträuch überwachsen, und dieser Geruch verursachte uns fast eben so viel Uebelkeiten, als der Gestank des Seewassers denen, die das Meer nicht vertragen können. Nachdem wir ganzer 14 Stunden, ohne abzusteigen, unsern Weg fortgesezt, und doch nicht mehr als 3½ Meil Wegs zurückgelegt hatten; so trafen wir endlich zu Cazalla, einem artigen Bergstädtchen, ein. Weil das Bergwerk an diesem Orte den Herren gehörte, für welche meine Bergleute bestimt waren, so sahen wir solchen fast als den Ort unserer Bestimmung an. Jene trafen hier viele Bekante, so wie ich in dem Aufseher des dasigen Werkes, einen Anverwandten an. Das kranke Aussehen der Ausländer, und die Beschreibung, die uns diese von dem Lande machten, waren eben keine gar tröstliche Nachrichten für uns Ankömlinge.

Wir hielten uns bis auf den Abend bei ihnen auf, und, nachdem wir an den noch übrigen drei Stunden bis um Mitternacht zugebracht hatten: so langten wir endlich nach einer 2monatlichen Reise alle gesund und glücklich in Quadalkanal an. Ich über-

überlieferte meine Leute, und bekam, nachdem ich etliche Tage ausgeruht hatte, vom Herrn Generaldirektor die Aufsicht über die Aussenwerke und Kanäle des Bergwerks.

Fünftes Kapitel.

Quadalkanal.

Quadalkanal liegt auf den Grenzen des Königreichs Estremadura, und ist ein ofner Ort, der etwas mehr bedeutet, als ein Dorf, und allem Vermuthen nach hat er, so wie jezo, auch ehemals seine Nahrung von dem Bergwerke gehabt. Ich muste meinen Aufenthalt auf der, eine halbe Stunde davon gelegenen Bergstättę nehmen, und hatte täglich 20 - 30 spanische Taglöhner unter meinem Befehle. Und damit ich ihnen meine Gedanken möchte eröfnen können; so wurde mir ein Dollmetscher zugegeben. Meine Obliegenheit war also diese: Die Leute zur Arbeit anzuhalten, und das war für mich weder eine mühsame noch verdrüßliche Amtspflicht. Ich unterzog mich derselben mit allem Eifer, und war recht mit meinem Schicksale zufrieden, allein es währte nicht lange. Die ersten 14 Tage ging alles nach Wunsch, und ich glaubte wirklich an das Land gewohnt zu seyn, als mich ein Fieber überfiel. Doch ehe

ehe ich hievon erzähle, muß ich eines Kurzweils erwähnen, das mir am zweiten Sonntage nach meiner Ankunft in Quadalkanal begegnete. Meine Herren Kollegen, so wie der Herr Generaldirektor, hatten ihre Liebsten, und nahmen ohne mein Wissen den Entschluß, mir auch eine dergleichen Kreatur anzuhängen. Von diesem Vorhaben wuste ich nichts, bis den zweiten Sonntag nach meiner Ankunft, da ich wider die Gewohnheit von dem Bedienten ganz spät zu Tische gerufen wurde. Ich fand beim Eintritte in das Speisezimmer, daß schon jedermann zu Tische saß, und nahm mit Verwundrung wahr, daß man den obersten Plaz für mich leer gelassen hatte. Es hatte jeder der Offiziers eine Spanierin neben sich, und ich kam neben die zu sizen, die für mich bestimt war. Weil nun jedes Auge auf mich gerichtet war, und meine Nachbarin mir frei ins Gesicht sahe; so merkte ich gleich, daß man sich auf meine Rechnung etwas zu gut thun wollte. Das Mensch hatte ausser einem Paar funkelnden Augen, von denen ich ohnehin niemals ein Liebhaber gewesen, nichts im Gesichte, das liebenswürdig war, und die Ursachen, die ich ausser dem hatte, mich mit keiner Spanierin einzulassen, waren von solcher Beschaffenheit, daß sie mich auch bei den grösten Reizungen nicht würde lüstern gemacht haben. Ich entschuldigte mich bei ihren Fragen mit meiner Unwissenheit in der spanischen Sprache, und that übrigens, als wenn ich nicht wüste, das sie auf der Welt ist. Doch muste ich ihr Höflichkeits halber vorlegen. Kaum hatte ich dieses gethan; so war ich wie vom Him=

Himmel gefallen, als sie mir einen Bissen nach dem andern in den Mund gab, und mich dadurch nöthigte, ein gleiches gegen sie zu beobachten. Die andern hatten schon das Nämliche mit ihren Nachbarinnen angefangen. Bei dem zweiten Auftrag muste ich mit meiner Dulcinea von einem Teller speisen, und wider meinen Willen die ganze Mahlzeit hindurch der Gegenstand ihrer funkelnden Blicke seyn. Dieses beständige Angaffen, die Furcht von meinen französischen Tischgenossen für einen unhöflichen Deutschen angesehen zu werden, und mein Verlangen mit Ehren aus der Schlinge zu kommen, machte, daß ich ihr zu verstehen geben ließ, wie ich seit meiner Verheyrathung ganz verlernt hätte, einem Frauenzimmer zärtlich zu begegnen. Dieses, und die Versicherung, daß die Deutschen sehr getreue Ehemänner seyen, muß meiner Spanierin nicht gar wol gefallen haben. Denn sie stellte zu meinem grösten Vergnügen ihre ekelhaften Versuche ein.

Den folgenden Tag bekam ich ein Fieber, das mich gleich in den ersten paar Tagen völlig zu Boden warf. Ich ritte, so bald es mich angriff, nach Quadalkanal, wo ich in dem Direktionshause zwar mit aller Sorgfalt gepflegt wurde; aber die spanische Art, Kranke zu heilen, der Mangel an den meisten Dingen, an die unsere Nation gewohnt ist, die ganz fremde Himmelsgegend, die ausserordentliche Hize, und insbesondere meine schwache Brust, benahmen mir meine Kräfte so sehr, daß ich gar bald aufgegeben, und als verloren in das Haus eines

spanischen Mahlers gebracht wurde. Meine Krankheit war damals noch immer im Steigen; aber die Sorgfalt dieses meines neuen Wirths, der in der That ein guter Spanier war, und der grössere Eifer des Arztes, dem ich ein Paar Piasters in die Hand drückte, kamen mir so gut zu statten, daß mich das Fieber verließ; aber ich behielt so grosse Schmerzen auf der Brust und einen so starken Schwindel im Kopf, daß ich nicht 2 Schritte allein gehen konte. Das Fieber stellte sich alle Paar Tage wieder ein, und ich glaubte nichts gewissers als den nahen Tod. Ueberhaupt zähle ich die Tage, die ich zu Quadalkanal krank zugebracht habe, unter die traurigsten meines Lebens. In dem Fieber litte ich einen Durst, der nur in der Hölle quälender seyn kan, und niemand durfte mir zu trinken reichen. Täglich bekam ich Nachrichten, daß ein Ausländer, oder einer meiner mitgebrachten Leute, gestorben sey, mit niemand konte ich anders als gebrochen reden, und alle meine Bekante waren krank. Meine Gesellschaft bestund aus spanischen Geistlichen, die aus Vorwiz und um mit meines Mahlers Töchtern buhlen zu können, täglich in mein Zimmer kamen. Dieses war mit Mutter Gottes = und andern Bildern überall so behängt, daß ich öfters glaubte, in einem Inquisitionskämmerchen zu seyn.

Sobald ich mich wieder ein wenig besser befand: so war mein erstes, mir die Pfaffen vom Hals zu schaffen, und hierinnen glückte mir mein Vorhaben unvergleichlich. Ich durfte nur anfangen,

gen, Lateinisch mit ihnen zu reden: so suchten sie eine Ausrede, und gingen ihren Weg. Es waren von fünfen, die täglich zu mir kamen, nur zwei, die kaum 3 lateinische Worte zusammensezen konten. Einer davon war mir insbesondere gewogen, weil ich ihm zu Zeiten etwas aus unsern Ländern erzählte; er war aber auch so dumm, daß er mich manchmal gefragt hat, ob man auch Brod, Geld und dergl. in Deutschland hätte? Was mir aber sowohl an ihm als an den übrigen Spaniern am lächerlichsten und zugleich ärgerlich war, ist dieses, daß sie das, was ich nicht verstund, durch starkes Schreien wollten verständlich machen. Uebrigens war er ein guter Tropf, und machte mir fast alle meine Bestellungen, und sobald ich wieder Kräfte genug hatte, mir eine kleine Bewegung zu machen, nahm er mich mit sich in seiner Mutter Weinberg, wo ich mir etwas rechts zu gute that. Sonsten war mein Leben in diesem Ort ein beständiges Siechen; ich konte mich aber doch noch nicht entschliessen, Spanien zu verlassen, bis mir sowol vom Arzte zu Quadalkanal, als denen zu Sevilla, die man meinetwegen befragt hatte, alle Hofnung einer dauerhaften Gesundheit abgesprochen wurde. Dieses veranlaßte den Herrn Generaldirektor, der die Aerzte selbst befragt hatte, mir von Sevilla aus zu schreiben, daß, wenn ich mir getraute, nach Haus zu reisen, er Befehl ertheilt hätte, mir mit dem benöthigten Geld an Handen zu gehen, ich sollte mich, im Fall ich diesen Entschluß ergreifen wollte, ohne Verzug nach Kadiz auf den Weg machen, woselbst ein Schiff zum Absegeln

segeln nach Havre de Grace nur günstigen Wind erwartete. Ich ergriff dieses Anerbieten um so lieber, weil auch die größten Reichthümer der Welt mich nun nicht mehr gereizt hätten in einem Lande zu bleiben, in dem man mir alle Hofnung zu einiger Gesundheit abgesprochen hatte. Es fehlte mir nicht an Muth dahin zu reisen, wie ich Hofnung hatte, mich durcharbeiten zu können; aber so bald mir diese von den Aerzten abgesprochen war; so blieb mir weiter nichts übrig, als aus zweien Uebeln das kleinste zu erwählen, und das war, ein kümmerliches Leben in meinem Vaterland dem gedrohten Ende meines Lebens in Spanien vorzuziehen.

Sechstes Kapitel.

Rückreise nach Kadiz.

Ich reiste also auf einem Maulesel mit einem Einwohner von Quadalkanal, der mein Wegweiser war, in Gesellschaft von noch 6 andern Spaniern den 4ten Okt. von Quadalkanal weg, und kam den 6ten in Sevilla an. Es war die Zeit der Weinlese, und es schien, als ob mir die Weintrauben besonders zuträglich wären. Ich hatte Erlaubniß, jede Mahlzeit ein halbes Pfund derselben zu essen, und zähle die spanische Trauben unter das, was mir unter allen Leckerbissen am besten geschmeckt hat. Ich bekam wirklich mehr Kräfte als ich bisher gehabt hatte. In Sevilla

kehrte ich bei meinem ehemaligen Wirth ein, und blieb 3 Tage bei ihm. Er pflegte meiner so gut, daß ich zusehends mehr Kraft bekam und verschafte mir in dem Inspektor der Königl. Stückgiesserei, einem aus Wien gebürtigen Deutschen, und in einem Mönche von dem Orden des heil. Josephs, eine sehr angenehme Gesellschaft. Dieser leztere war insbesondere ein liebenswürdiger junger Mann, der mir gar vieles entdeckte, was ich ohne ihn vielleicht niemals erfahren hätte. Er erzählte mir, daß er evangelisch geboren sey, und zwar in Hamburg, und daß er aus Neigung zu einem einsamen Leben in Kadiz, wo er der Handlung wegen gewesen wäre, die Religion geändert und sich den strengen Orden des heil. Josephs erwählt hätte. Ich war nicht so treuherzig, daß ich ihm die meinige entdeckte, aber ich war so einfältig, daß ich mich im Erzählen vergaß; indem ich ihm sagte, daß ich zweimal in Hamburg gewesen sey, und auch Anverwandten daselbst habe. Sogleich fiel er mir in die Rede und sprach: Sie sind also ein Protestant? „Und wenn ich einer wäre, so würde ich es nicht gestehen„ war meine Antwort. Sie mögen izt einer seyn oder nicht, so sind sie mir lieb, versezte er weiter, und darauf erzählte er mir unter Thränen, was die spanische Geistlichkeit für eine unheilige Art Menschen sey, und wie gerne er in einem jeden andern Lande zu leben wünschte. Er blieb bis in die dunkle Nacht bei mir, und begleitete mich an dem Tag meiner Abreise ans Wasser, wo ich in ein Boot stieg, das mir der Agent des Bergwerks bis nach St. Lukas de Barameda gedingt hatte. Diese an sich sehr

kurze

kurze Reise war aus nachfolgenden Ursachen eine der verdrüßlichsten, die ich jemals gethan habe. Ganz kraftlos lag ich die Nacht hindurch in einem kleinen Boot, wo ich weder zum Sizen noch zum Liegen hinlänglichen Plaz hatte. Meine 2 spanischen Schiffsknechte thaten nichts, als singen, und sahen dabei so wild aus, daß ich mich nicht entschliessen konte zu schlafen. Nach einer der verdrüßlichsten Nächte kam ich des folgenden Morgens um 6 Uhr bei St. Lukas de Barameda an, wo ich mich von einem desfalls herbeigerufenen Spanier auf 100 Schritte muste ans Land tragen lassen, weil nirgends eine Anfuhrt war, wo man trockenes Fusses hätte an das Land steigen können. Nachdem ich mir hier einen Purschen von etwa 17 Jahren zu Fortschaffung meines Gepäcks gedingt hatte; so ging ich mit demselben nach der Stadt, die von dem Ort, wo ich ans Land gestiegen, noch etwa eine Viertelstunde entfernt war. Weil ich die ganze Nacht nicht geschlafen hatte, und ohnehin sehr matt war; so kam mir der Weg über die maßen sauer an, und wie mich der Kerl wider sein Versprechen noch eine halbe Stunde in der Stadt herumführte, um ein französisches Wirthshaus zu suchen: so wurde ich noch vollends recht unwillig, und zahlte ihm beim Eintritte ins Wirthshaus seinen Lohn mit einer nicht gar freundlichen Mine. Ich gab ihm 4 Real oder ein Livre. Der Kerl hatte sie nicht so bald gezählet, so warf er mir solche vor die Füsse, und brummte einige Worte, unter denen ich Picarro hörte, welches das gewönliche Schimpfwort der Spanier ist. Ich war schon vorher nicht recht mit dem Purschen zufrieden, und dieses

sein

sein Betragen brachte mich so sehr aus der Fassung, daß ich ihm eine derbe Maulschelle versezte. Dieses war vielleicht die erste, die er in seinem Leben versucht, sie schmeckte ihm auch so wenig, daß er den Augenblick sein Messer aus der Hosentasche zog, und auf mich los sprang. Durch eine Bewegung, die in der Fechtkunst beim Entwafnen gezeigt wird, bekam ich seine Faust zu packen, und drehte ihm solche so herum, daß er mir den Rücken zukehren muste, wobei ich ihm das Messer ohne Mühe nahm, und ihm zugleich einen so unsanften Tritt versezte, daß er vor sich zu Boden fiel. Der Spanier, der nichts gewissers glaubte, als daß er sterben müste, weil er sein Messer in meinen Händen sahe, fieng ein entsezliches Geschrei an, und lief so geschwind davon, daß er sein Geld und seinen Hut im Stiche ließ. Dieser Auftritt ereignete sich ohne Zeugen, weil der Wirth ausgegangen war, um mir Pferde zu bestellen. Ich erzählte ihm den ganzen Vorgang, und säumte mich keinen Augenblick, meine Reise nach dem Hafen Santa Maria fortzusezen, ob er mich gleich versicherte, daß ich nichts zu befürchten hätte. Ich gestehe es, daß ich eine grosse Thorheit begangen hatte, die ich wegen der grossen Rachsucht der Spanier bei kaltem Blute allemal würde unterlassen haben. Unterdessen kan ich nicht leugnen, daß mich dieser Auftritt nach der Hand nicht wenig belustigte, weil er so gut abgelaufen war.

Aus den angeführten Ursachen hatte ich keine Zeit, die Stadt St. Lukas de Barameda zu besehen, und

und weiß auch weiter nichts davon zu sagen, als daß sie in einer sehr schönen Gegend am Ausfluß des Quadalquivir gelegen, und ziemlich ansehnlich ist. Der Weg von da nach S. Maria ist überaus angenehm. Denn man sieht unzählige Lusthäuschen, die in die fast nicht zu übersehenden Weinberge gebauet sind.

In Santa Maria hielt ich mich ebenfalls nicht länger auf, als bis ein Boot nach Kadiz überfuhr. Ich fand eines ohne vieles Suchen, und traf noch den nämlichen Tag in Kadiz ein, wo ich sogleich meine Empfehlungsschreiben übergab; aber zu meinem grösten Verdrusse erfahren muste, daß dasjenige Schiff, mit dem ich abreisen sollte, schon abgefahren war. Es blieb mir also nichts übrig, als auf eine andere Gelegenheit zu warten, und dabei gieng ein Tag nach dem andern so geschwind vorbei, daß ich mich nicht entschliessen konte, noch länger in Kadiz zu bleiben, wo alles ausserordentlich theuer ist. Ich frug meinen Kaufmann, welches nicht der nämliche war, an den ich zum erstenmale empfohlen gewesen, um Rath, und er billigte mein Vorhaben, einige Zeit in Santa Maria zuzubringen, auch um meines anhaltenden Fiebers willen, das sich jedesmal einstellte, wenn ich nur das geringste von unverdaulichen Sachen genossen hatte. Ich schiffte um deswillen zu Ende des Okt. nach Sta. Maria über, und blieb 3 Wochen bei einem italienischen Wirthe, dem ich täglich 4 Livres bezahlen muste, und das war für diese Gegend ein sehr leidliches Kostgeld.

Dieses Sta. Maria ist übrigens eine sehr schöne Stadt, und würde Kadiz in allen Stücken übertreffen, wenn der Eingang des Hafens sicherer wäre; allein grosse Schiffe können nicht hinein kommen, und kleine müssen noch dazu über eine gefährliche Gegend fahren, wo man auch in dem kleinsten Boote allemal beten und Allmosen geben muß. In dieser Stadt wird das Wasser für Kadiz abgeholt und sonsten liefert sie sehr vieles an Früchten und Gartengemüse. Weil man nun hier alles, wie in Kadiz, ums Geld haben kan, und die Luft viel gesunder, als dorten ist, auch schöne Gärten und Spaziergänge in der Gegend angelegt sind: so kommen gar viele Personen, theils um ihrer Gesundheit, theils um ihres Vergnügens willen, dahin. Es waren zu meiner Zeit, wiewol aus keiner von beiden Ursachen, über 200 Jesuiten in den dasigen Klöstern, die man aus Amerika dahin gebracht hatte, und solang aufbewahrte, bis die, so man aus den Philippinischen Inseln erwartete, angekommen seyn würden. Funfzig davon sassen als Missethäter in ihrem ehemaligen Kloster so genau bewacht, daß man sich denselben nicht auf zehn Schritte nähern durfte. Die andern hatten Erlaubniß, in Gesellschaft mit den andern Mönchen, denen sie anvertraut waren, auszugehn. Unter diesen Jesuiten waren fünf Deutsche, von denen 2 als Missionarien in der amerikanischen Landschaft Chili, an den Grenzen von Paraguay gewesen waren. *)

Diese

*) Einer davon war der Pater Wolfgang Beyer aus Bamberg, dessen Reise nach Peru der unermüdete Herr **von Murr** mit-

Diese hatten von mir reden hören, und liessen mir durch einen deutschen Soldaten sagen, daß sie ein Verlangen hätten, mich kennen zu lernen. Ich selbst wünschte sehr, einen Jesuiten kennen zu lernen, der aus einem Lande gekommen, wo sie so vielen Lärm gemacht haben, und sprach mit dem Inspektor, der auf Befehl des Königs ein wachsames Auge über sie haben muste. Weil dieser im nämlichen Wirthshaus mit mir wohnte und von Geburt ein Flamänder war, so glaubte ich, daß ich durch diesen Kanal am geschwindesten zu dem Vergnügen, mit den deutschen Jesuiten bekant zu werden, gelangen könte, und ich betrog mich auch nicht. Denn der Aufseher versprach nicht nur diese Gefälligkeit, sondern er lud mich sogar nebst 3 Pfaffen, unter denen ein deutscher Jesuit war, auf den folgenden Mittag zu Gaste. Ich hatte viel Vergnügen in dieser Gesellschaft. Denn der Jesuit, ein Trierer, war ein feiner und sehr belebter Mann. Unser Gespräch war meistentheils von dem Lande Chili, und von seiner baldigen Abreise nach Italien, wornach er sich sehr sehnte. Dieses war auch alles, was mir während meinem Aufenthalt in Sta. Maria merkwürdiges vorgefallen, wozu ich noch diese Kleinigkeit zählen kan, daß ich mir etliche Kameleons kaufte, die zwischen hier und St. Lukas de Barameda häufig angetroffen werden. Es

mitgetheilt hat, in seinem Journal zur Kunstgeschichte und allgemeinen Litteratur, 3 Thl. Nürnb. 1776. Siehe daselbst S. 324.

Es ist dasselbe, wie bekant, ein Thier, das die Farben von dem Körper annimmt, auf den es zu sizen kömmt, seine Gestalt aber ist sehr garstig. Seine Haut gleicht der grünen Eydexen ihrer. Dabei hat er einen grossen Kropf, ein Maul wie ein Frosch, dem man es zusammengequetschet, ein paar grosse Augen und einen ekelhaften Schwanz, der wie ein Schneckenhäuschen geringelt ist. Er ist etwa 4 Zoll lang und sizet 3 - 4 Tage an dem nämlichen Flecke ohne etwas zu geniessen. Wenn ihm eine Fliege nah' vor dem Maul vorbei fliegt, so schnellt er sie in gröster Geschwindigkeit mit seiner Zunge, die fast so lang ist, als sein ganzer Körper, in seinen Kropf. *) Nachdem ich nun ohngefehr 3 Wochen

*) Mit dieser Beschreibung unsers Verf. kömmt die von Ives fast in nichts überein, als dem Kropfe. Ob nun die Ostindischen Chamäleone schöner sind, als die spanischen, oder ob beide Verfasser das Thier aus einem andern Gesichtspunkte anzusehen Lust hatten? dies zu untersuchen und ihre Widersprüche zu vereinigen, überlassen wir den Naturkündigern. Hier ist zur näheren Vergleichung die Beschreibung von Ives. „Der Chamäleon, welchen ich besaß, war sehr hübsch. Seinen Rücken hinunter lief ein rauher Streif, gleich vielen Knöpfen, die sehr hell glänzten. Ich sezte ihn sehr oft auf weisses Papier, konte aber nie bemerken, daß er die Farbe änderte. Ich richtete meine Augen oft eine halbe Stunde ganz fest auf ihn, wurde aber nie die mindeste Veränderung in der Farbe gewahr, ob ich gleich meine Hand über ihn streifte, oder sie ihm zu berühren gab. Er schien nie schöner zu seyn, als wenn er erschrocken war. Wenn ich in den Korb, in welchem er saß, hineinsah, so hatte er nur eine Farbe, ein gelbliches mattes Grün, mit einer solchen Vermischung, als wenn etwas Semmelmehl darunter

chen in Sta. Maria zugebracht hatte, so begab ich mich wieder nach Kadiz, um mich selbst umzusehen, ob noch kein Schiff nach Frankreich absegeln wollte. Ich traf verschiedene an, aber es hatte noch keines seine Ladung. Nun hatte ich während dieser Zeit Musse und Weile genug, die Spanier recht auszustudiren. Und nun wage ich es, mein Urtheil von diesen Menschenkindern zu fällen, und eine kleine

 Schil-

ter gestreuet wäre; und wenn ich eine halbe Minute dabei gestanden hatte, so kamen einige dunkle Flecken an der Seite und einige Streife kreuzweise über den Rücken zum Vorschein. Wenn er berührt wurde, zischte er, und erweiterte den Körper bis zu einer erstaunenden Grösse. Die Mehlfarbe verschwand dann, und der ganze Körper war sehr glänzend gelb. Die Streife über dem Rücken aber, und die Flecken auf dem Bauche, waren ganz weiß; wenn man ihn alsdann von dem Rücken ansah: so schien er ein Pärschfisch zu seyn. Wenn man ihn aber von der Seite ansah, so schienen die Flecken den Caurimuscheln, welche in Indien als Münze gebraucht werden, ähnlich. Er dreht den Augapfel mit grosser Geschwindigkeit herum, hat aber den kleinsten Stern und das schlechteste Gesicht, das ich je gesehen habe. Auf dem Kopfe hat er eine Art Krone, die derjenigen nicht unähnlich ist, welche man bei einer alten Henne, oder dem Vogel Galena, findet. Der Mund ist häßlich und ausserordentlich weit. Unter seinem Halse hat er einen sonderbaren Beutel. Ich warf verschiedene Fliegen und Heuschrecken in seinen Käfig, er wollte sie aber nicht fressen, bis ich sie ihm in den Mund zwang, da er sie denn, so wie er sonst zu thun pflegte, käuete und niederschluckte. Er legt 40 bis 50 Eier, und gleicht in dieser Eigenschaft, wie auch an Gestalt dem Krokodill.„ Samlung aller Reisebeschreib. Berlin, Th. 16. S. 391. aus der Reise von Eduard Ives.

Schilderung von denen zu machen, die ich habe kennen lernen. Ich rede also nicht sowol von den Spaniern, als den Andalusiern, die durch die Bank etwas unartiger, als die andern seyn sollen. Sie sind so sehr von sich eingenommen, daß ihr Umgang nichts weniger, als einnehmend für einen Fremden ist, und sie haben dabei so viele besondere Gewohnheiten, daß man ohne Zwang nicht mit ihnen umgehen kan. Die Faulheit ist das herrschende Laster dieser Nation, und an Unverschämtheit fehlet es ihnen auch nicht. Wenigstens habe ich so viel wahrgenommen, daß ein Spanier da kaum roth wird, wo ein Deutscher und Franzos nicht das Herz hatte, die Augen aufzuheben. Dabei sind sie abergläubig, jachzornig, stolz, falsch und über die Massen eitel. Ein Spanier glaubt vor allen Nationen allein ein guter Christ und Katholik zu seyn, und das giebt ihm kein vernünftiger Mensch zu, der nur einige Begriffe von dem hat, was Religion heißt. Die ihrige bestehet blos in der Beobachtung äusserlicher Ceremonien, und klebt an der Schaale. Das Kleine und Betschwesterliche ist ihm weit wichtiger, als die Besserung seines Herzens, welches der Zweck einer gesunden Religion ist. Wenn er am Sonntag eine Messe angehört hat: so geht er, wie in der Woche, an seine Arbeit, und wenn die abscheulichsten Verbrechen sein Gewissen rege machen; so zahlt er ein Paar Messen, und ohne sich im geringsten zu bessern, glaubt er dadurch alles gethan zu haben, was seine Schuldigkeit war. Man sieht selten einen Spa-

Spanier, der nicht einen Rosenkranz oder sonst etwas geweihtes am Halse hängen hätte, er mag auch so wenig unter den gemeinen Mann gehören, als er will. Die ganz Geringen brennen sich allerhand Figuren als ein Zeichen des Religionseifers mit Pulver auf die Arme. Ich habe einen gesehen, der Christum am Kreuz mit den 2 Schächern auf den Arm gebrant hatte, und einen andern, der mit allen Instrumenten, die bei der Kreuzigung gebraucht worden, gezeichnet war. Die heil. Jungfrau Maria verehren sie weit mehr, als unsern Erlöser, und dieses machen sich die Priester vortreflich zu Nuze. Denn wenn sie die Fratres zum Betteln ausschicken, so haben diese immer eine Art von Sparbüchsen, an der die Mutter Gottes entweder sauber gemahlt oder sonsten zu sehen ist, und dies halten sie dem gemeinen Mann zum Küssen dar, der dann nie ermangelt, solches mit Ehrfurcht und Darreichung eines Almosens zu thun. Ihren äusserlichen Lebenswandel betreffend; so leben sie sehr mäßig, und man kan sie eben so leicht mit Zwiebeln und Knoblauch erhalten, als einen Deutschen mit Speck und Rindfleisch. Des gemeinen Mannes gewöhnlichste und meiste Speise ist Caspatcho, das ist eine kalte Suppe von Wasser, Essig, Baumöl und Knoblauch, in das sie Brod mit den Händen brocken, und mit den Löffeln herausfischen, und das so oft, bis die Brühe ein Ende hat.

Ihre Höflichkeitsbezeugungen sind lauter geschworene Formeln; aber sehr wol ausgesucht. Wo

wir

wir uns bedanken, oder mit einem gehorsamen Diener um uns werfen, wünscht der Spanier ein viel- oder tausendjähriges Alter, welches auch sogar auf den Aufschriften der Briefe beobachtet wird. Va usted con Dios (adieu, lebet wol) sagt er da, wo ein Deutscher sagen würde: ich empfehle mich ihnen, oder leben sie wol! Es heißt aber auch öfters so viel als: gehe zum Henker. Beim Eintritt in ein Haus rufen sie: ave Maria Santissima, und die Antwort darauf ist: Siene peccado concibida. Usted ist in ihrer Sprache der Franzosen vous, im Schreiben aber sezt man v. M. (vuestra Merced. Ew. Gnaden.) Und daher ist es, meiner Meinung nach, gekommen, daß viele behaupten, man müste sogar in Spanien die Bettler Ew. Gnaden heissen. Es ist wahr, man muß einen solchen höflich abspeisen, sonsten würde er mit Grobheiten um sich werfen. Man sagt: verzeihe Er mir, Herr Bruder! (Pardonnan *usted* Sennor Hermano) und da gehet er, ohne seine Bitte zu wiederholen, gewiß weiter. Im Danken haben sie nicht viel gethan. Zwischen Aeltern und Kindern und zwischen guten Freunden ist es eben so wenig üblich, als bei dergleichen Personen in unserm Lande weitläuftige Komplimenten. Uebrigens verlangen sie auch selbst keine weitläuftige Danksagung und geben gerne. Ein Spanier wirft einem so zu sagen seine Geschenke an den Kopf; er ist aber auch sehr schnell im Annehmen, und steckt ohne die geringsten Weitläuftigkeiten in die Tasche, was man ihm anbietet. Beides habe ich zu verschie-

schiedenenmalen erfahren, und mich nach der Hand sehr wol in Acht genommen, einem Spanier etwas zu zeigen, wobei er sich hätte können einfallen lassen, daß ich es ihm verehren wolle. In diesem Fall würde er es loben, und, wenn man es ihm nicht anböthe; so würde er sich erzürnen, und ein Spanier im Zorn ist die scheuslichste Kreatur, die die Sonne bescheint. Mit seinen schwarzen feurigen Augen macht er ein fürchterliches Gesichte, und wenn ich den Teufel abmahlen sollte, wie er damalen ausgesehen, als Christus zur Hölle gefahren; so würde ich das Muster von einem erzürnten Spanier nehmen.

Uebrigens muß man ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie einen feinen Verstand besizen, ja die Spanier würden den gesittetsten und liebenswürdigsten Nationen wenig nachgeben, wenn ihre Geistlichkeit besser wäre, und ihre Vorgesezten sich mit eben so vieler Liebe ihre Wohlfahrt angelegen seyn liessen, als sie sichs zum Geseze gemacht haben, ihre Untergebene auf die allerniederträchtigste Art auszusaugen. Daher kömt die grosse Gleichgültigkeit der meisten geringern Spanier in Erwerbung zeitlicher Güter, welche auch ihren Grund in nachfolgendem hat. Sie sehen, daß nicht wenige ihrer Landsleute in den amerikanischen Pflanzstädten ohne Mühe viele Güter erwerben, und es sind wenige Familien, die nicht einen Anverwandten haben, der Besizungen oder sonst ein kleines Amt daselbst hätte.

hätte. Stirbt ein solcher ohne Erben, so werden gemeiniglich ganze Familien so reich, daß sie, ohne zu arbeiten, leben können. Aber alsdann fallen ihm gemeiniglich arme Anverwandten auf den Hals, oder die Pfaffen betteln ihnen das Mark aus den Knochen, oder der Richter sucht sie um das Ihrige zu bringen. Das sieht der Spanier ein, und deswegen will er lieber sorgenlos und faul seyn, als durch Fleiß Güter für andere erwerben. Die Erndte ist nicht so bald eingethan, so laufen die Geistlichen mit den Bettelsäcken wie unsinnig, und der arme Spanier gibt theils aus gutem Herzen; theils aus Furcht vor diesen Blutsaugern dahin, was er mit seinem Schweis erworben hat, und bleibt nach verrichteter Arbeit gemeiniglich so arm, als der, so auf der faulen Seite gelegen.

Was die spanischen Frauenzimmer betrift: so sieht man deutlich, daß die Eva keine Spanierin gewesen. Denn hier heist es nicht, dein Wille soll deinem Manne unterworfen seyn, indem die Weiber machen, was sie wollen, das ist, sie thun nichts in ihrer Haushaltung, laufen mit ihren Rosenkränzen aus einer Kirche in die andere, und sezen öfters aus lauter Andacht ihren Männern die zierlichsten Hörner auf. So unkeusch die Weiber meistentheils sind, wenn sie Gelegenheiten haben, so sehr nehmen sich im Gegentheil die Jungfern in Acht; aber nicht so wol aus Tugend, als aus Furcht, keine Männer zu kriegen, welches gewiß geschieht, wenn sie sich nicht

wohl

wohl vorgesehen haben: wenn sie aber einmal Weiber sind, so lassen sie ihren Lüsten den Zügel schiessen, oder sie fallen auf die gegenseitige Ausschweifung, daß sie ihren Leib so sehr kasteien, daß sie der Gesellschaft eine unnüze Last werden. In beiden Fällen spielt der Mann eine traurige Rolle. Denn wenn ihm die Frau die Zähne weist, so muß er schweigen, und wenn er Gewalt brauchen will, so hat er es gemeiniglich mit der geistlich = und weltlichen Obrigkeit und der Frauen ganzer Verwandtschaft zu thun. Aus dieser Ursache ist der Spanier ein geplagter, doch meistentheils geduldiger Ehemann. Es ist also grundfalsch, und jeder, der sich einige Zeit in Spanien aufgehalten hat, wird es bekräftigen, daß die Spanier nichts weniger als eifersüchtig sind. Sie sind es gewiß unter allen europäischen Nationen am wenigsten. Wenn dieses nicht die allgemeine Versicherung derjenigen Ausländer wäre, die das spanische Frauenzimmer genau haben kennen lernen, und ich nicht selbst deutliche Proben mit meinen Augen gesehen hätte, so würde ich es nicht wagen, das Gegentheil von dem zu behaupten, was sonst der allgemeine Fehler in den mittägigen Ländern ist. Ein Mädchen kan ohne Einwilligung ihrer Aeltern heyrathen, und das weibliche Geschlecht ist hier mehr begünstiget, als in andern Ländern.

Uebrigens gibt es in Spanien sehr schöne, wohlgemachte, ansehnlich bebrüstete und gut geschnürte Frauenzimmer. In diesem leztern seze ich ihnen nur

nur die Elsassischen Jungfern an die Seite. Ihre Haut ist sehr fein, und von einer reizenden Weisse; die Augen aber sind schwarz und von einem blizenden Feuer. Dabei sind sie verliebt, wie die Kaninichen, und stolz wie die Pfauen. Wenn man sie in Gesellschaft sieht, so sollte man glauben, sie wären allen Mannspersonen feind; aber Sola cum Solo sind sie der angreifende Theil. In der Sprache der Augen und in den Zeichen mit den Fingern sind sie so stark, daß sie in Gegenwart der Mütter mit dem ernsthaftesten Gesichte und der keuschesten Miene mit ihren Liebhabern ganze Abredungen nehmen können, ohne eine Wort zu sprechen. Eine Mannsperson darf sie nicht bei der Hand nehmen, ohne eine grosse Grobheit zu begehen, und ein Kuß gehöret schon zu den ehelichen Vertraulichkeiten, die öffentlich nicht gestattet werden. Ohne Schleier und Rosenkranz gehen sie nie aus dem Hause, und in Gesellschaften oder zu Haus sizen sie meistentheils mit übereinandergesezten Füssen auf dem Boden, und es gilt ihnen gleich, ob er eben oder hökricht ist. Sie haben überhaupt kein gar zartes körperliches Gefühl. Denn es gibt viele arme Spanier, die kein Bett und doch Familie haben. In den heissen Sommertagen schlafen sie wol gar mit ihren Weibern vor der Hausthüre auf dem blossen Pflaster, und thun das auf dem Fußboden, was andere ins Bett versparen. Den Ruhm einer grossen Reinlichkeit darf man ihnen auch nicht beilegen. Denn die Einquartirung auf dem Kopf und in den Kleidern gehören bei der spanischen

Nation

Nation zu den gewöhnlichen Landesplagen. Daher tragen die Männer kurze, und gemeiner Leute Kinder gar keine Haare. Ein klarer Beweis, daß sie faul sind, und lieber keine Haare, als die Mühe, solche zu kämmen, haben wollen. Die Flöhe sind überall, und noch in stärkerer Anzahl, als bei uns die Mücken, eine Plage, man mag sich auch so reinlich halten, als man immer will. Vieles, wodurch sich die Spanier von andern Nationen auszeichnen, übergehe ich deswegen mit Stillschweigen, weil ich ohnehin schon zu sehr ins Weitläuftige verfallen bin.

Was das Land, und insonderheit das Königreich Andalusien betrift; so ist zu bedauren, daß es von einer Nation bewohnt wird, die dem Faullenzen so sehr ergeben ist. Spanien ist überhaupt ein fruchtbares und gesundes Land, das alles reichlich hervorbringt, was zum Unterhalt des Menschen erfordert wird; aber dem ohngeachtet müssen die Einwohner fast alles entweder von den Ausländern kaufen, oder von ihnen verfertigen lassen, was sie für selbsten erwerben und anschaffen könten. Bei den grösten und schönsten Heerden Rindvieh haben sie weder Milch noch Butter noch Kalbfleisch, und in den fruchtbarsten Gegenden wird entweder theures oder von ausländischen Früchten gebackenes Brod gegessen. Die unzähligen Schafe der vortreflichsten Heerden tragen eine Wolle, die in ausländischen Fabriken verarbeitet, und hernach im theuersten Preis an die Spanier verkauft wird. Man darf das Land

nur

nur wässern, so kan man es 3 bis 4mal benuzen. Aus dem Grund hatte man zu der Römer und Mauren Zeiten die kostbarsten Wasserleitungen angelegt, deren sich die Spanier noch heutiges Tages mit dem grösten Nuzen bedienen, ohne neue anzulegen. Es ist deswegen das Wasser an vielen Orten sehr rar, aber durch Kunst würde es überall hinzuleiten seyn. Mehrerer Fleiß im Ackerbau, wenigere und bessere Pfaffen, gute Wege und wohlbegünstigte Fabriken würden das Land in den höchsten Grad der Vollkommenheit versezen.

Es ist, ausser den Maurern, Waffenschmidten, Beckern und Schustern, fast kein Handwerk, das die Spanier treiben. Alles, was zur Bequemlichkeit des Landes erfordert wird, bringen und verfertigen die Ausländer, welche es ihnen wegen der starken Auflagen im höchsten Preis verkaufen. Der Hof sieht alles ganz wohl ein; aber bisher sind auch selbst die desfalls angewandten Bemühungen vergebens gewesen, woran das eingewurzelte Vorurtheil der Nation am meisten schuld ist.

Nirgends wird übrigens der Schleichhandel stärker getrieben, ob er gleich nirgends schärfer verboten ist, als in Spanien. Man kömmt viel leichter davon, wenn man ein halb Duzend Menschen ermordet; als wenn man mit einer halben Unze fremden Tabaks ertappt wird. In jenem Fall flüchtet man sich in ein Kloster und zahlt den Pfaffen ein gutes

Kost=

Kostgeld; in diesem aber muß man ohne alle Barmherzigkeit als Sklave in Amerika das Elend bauen. Doch dessen allem ohngeachtet sind die Mittel, den Schleichhandel zu treiben, unzählig, und werden am sichersten durch die Garden selbst und Pfaffen ausgeübt. Unter diesen leztern trift man überhaupt diejenigen Menschen an, die den Grund der meisten Gebrechen des Landes in sich haben, und das, was ich von ihnen zu erzählen habe, ist weder in einem dummen Religionshasse, noch in elenden Vorurtheilen; sondern in solchen Nachrichten gegründet, die ich aus dem Munde eines Mönchen und glaubwürdiger Personen erhalten habe.

Diese Menschen verzehren, ohne zu arbeiten, die besten Früchte der menschlichen Bemühungen, und mästen sich in dem schändlichsten Müssiggange mit dem Mark des Landes. Sie bauen dem Aberglauben Altäre und nennen das Religion, was die Dummheit ihrer Nebenmenschen befördern und der gesunden Vernunft ihre schönsten Eigenschaften benehmen kan.

Sie haben sich der weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen, um alle diejenigen Sünden ohngestraft begehen zu können, denen man nicht genug Geseze entgegen stellen kan. Alles treiben und verüben sie unter dem heiligen Schein der Religion, unter dem die Ruchlosigkeit eben so oft verborgen lieget, als unter ihren Kutten das tödtliche Gewehr, mit dem

die meisten bewafnet einher steigen. Wo sie die christliche Liebe predigen sollten, verführen sie das weibliche Geschlecht zur Unzucht, und sind meistentheils weder Gott noch ihrem Könige getreu. So wie sie in eine Gesellschaft von Frauenzimmer kommen, strecken sie ihre linke Hand demselben zum Küssen dar, und mit der rechten machen sie ihnen das Kreuz über den Kopf. Viele predigen auf den Strassen, und schreien sich braun und blau von geschehenen Wundern, ohne einer moralischen Tugend Erwähnung zu thun. Diejenigen, so eine besonders vorzügliche Gelehrsamkeit zu besizen glauben, gehen mit Brillen auf der Nase über die Strassen. Mit einem Worte, ihr meistes Betragen ist ein heiliges Gaukelspiel, das meiner Meinung nach heilloser ist, als die ausgeübte Bosheit eines ruchlosen Pöbels, dessen Abschaum sie sind. Aus diesem allem wird so viel erhellen, daß auch in den gesundesten Tagen wenig Vergnügen für einen Ausländer, der nicht handelt, in diesem Lande anzutreffen ist.

Siebentes Kapitel.

Rückreise des Autors nach Frankreich.

Ich hatte in Kadiz alle Abend ein zehrendes Fieber, das mir wegen eines allzu grossen Schwindels im Kopf nicht vergönte, ohne Führer auszugehen. Endlich wurde mein Verlangen, dieses Land zu verlassen, in so weit erfüllt, daß ich zu Schiffe steigen konte. Dieses geschah den 8ten Christmonat in Gesellschaft eines jungen Engländers, eines Portugiesen aus Lissabon, eines jungen Kaufmanns von Lyon, und eines Petschierstechers von Marseille. Das Schiff hies la Victoire, war von 3 Masten, und mit dem Werth von 2 Millionen beladen. Der Ort seiner Bestimmung war Rouen. Wir fuhren Abends um 6 Uhr mit günstigem Winde ab, dessen wir uns aber nicht weiter als bis an das Kap St. Vincent bedienen konten. Unser Hauptmann richtete um deswillen seinen Lauf westwärts, um die offenbare See zu gewinnen, und von jeder vorfallenden Veränderung Vortheil ziehen zu können. Wir hatten bereits mehr als den halben Weg nach den Azorischen Inseln zurück gelegt, als uns wider die Gewohnheit dieser Jahreszeit eine ausserordentliche Windstille überfiel, aus der unsere Seeleute nichts gutes prophezeiten. Wir bekamen erst nach 4 Tagen wieder

Wind,

Wind, aber einen so starken obgleich günstigen, daß wir nicht mehr als das fordere kleine Segel ausspannen konten. Auf der Höhe des Kap Finisterre wurde der Sturm so entsezlich, daß wir Nachts unser Steuerruder anbinden, und unser Schiff den Meerswellen überlassen musten. Zum Glück waren wir weit vom Lande, und hatten den Wind beständig von hinten. Wir näherten uns dem den Seefahrern so fürchterlichen Kanal mit tausend Aengsten, und endlich entfiel uns vollends aller Muth, als wir wegen trüben Wetters keine Sonnenhöhe mehr nehmen konten. Der Sturm wurde alle Tage stärker, so, daß uns das Wasser etlichemal in die Kajüte drang, und uns alle unsre alten Hüner auf dem Verdecke tödtete. Wir sezten unsere Fahrt mit desto mehrerer Angst fort; je weniger wir wissen konten, wo wir uns eigentlich befanden. Der Schiffshauptmann und alle unsere Seeleute sahen verstört aus, daß uns auch der lezte Trost, den wir noch in ihrer Hofnung hatten, entfiel. Es wurde weder an Essen noch an Trinken gedacht, und keiner der Reisenden unterstund sich in zweimal 24 Stunden, das Bett zu verlassen. Endlich ließ sich die Sonne unter lauter Sturm sehen, und da muste ich mich von unserm Engländer zwingen lassen, auf das Verdeck zu klettern, und die See anzusehen. Bisher hatte ich nicht das Herz, dieses fürchterliche Toben und Wüten der Wellen in Augenschein zu nehmen, ich suchte es vielmehr vor mir selbst zu verbergen; aber die Freude, daß die Sonne wieder einmal schien, und das Zureden

den des Engländers, dessen Muth einem Felsen glich, machte mich so muthig, daß ich unser Zimmer verließ. Der Schrecken eines reichen Geizhalses, wenn er sein Vermögen in Feuer und Flammen stehen sieht, ist gegen dem, was ich bei dem Anblicke des stürmenden Meers empfand, eine Kleinigkeit. Aufgethürmte schwarze Wellen, die oben mit einem weissen Schaum bedeckt waren, stürzten von allen Seiten auf das Schiff los, und erhoben es aus dem tiefsten Abgrund, um es wieder dahin zurück stürzen zu können. So kraftlos ich zu Schiff gestiegen war; so wohl befand ich mich auch so gar in diesem stürmischen Wetter, und es kam mich auch für dieses mal so wenig, als den versuchtesten Seeleuten, nicht das geringste Erbrechen an. Ich konte Speck, spanischen Brandewein, gesalzene Fische, ja alles, was man mir gab, ohne die geringste Unbequemlichkeit vertragen, und ich halte eine Seefahrt für die meisten Krankheiten aus diesen Ursachen für ein bewährtes Mittel, auch wider eine schwächliche Gesundheit.

Nachdem der Hauptmann und sein Zweiter (Second) die Sonnenhöhe gewonnen hatten, so fanden sie zu ihrem grösten Vergnügen, daß wir nicht nur richtig gesteuert hatten; sondern so gar bereits in den Kanal eingefahren waren. Wir musten also die Sonde werfen, und aus der Art Sand und Schnecken, die sich an dieselbe anhiengen, wahrnehmen, wo wir uns befänden. Wir näherten uns den

den Küsten von England unter lauter Sturm, und kamen demselben so nahe, daß wir die Leute auf dem Felde unterscheiden konten. Dieses war des Hauptmanns Wunsch. Nachdem wir gemeldte Küsten fast den ganzen Vormittag im Gesicht behalten hatten, so nahmen wir unsern Weg rechter Hand, und nach vieler Mühe, Furcht und Zittern bekamen wir die Küsten von der Normandie zu sehen. Die See war so hohl, und unsere Matrosen so abgemattet, daß der Hauptmann für rathsam hielt, sich in der Bay bei la Hougue vor Anker zu legen. Alles ging zu unserer grösten Freude glücklich von statten; aber in der darauf folgenden Nacht sollten wir noch dem allergrösten Schrecken ausgesezt werden. Der Wind drehete sich, und ging landwärts, daß wir befürchten musten, unser Ankerseil möchte zerreissen. Der Hauptmann kam mit Thränen in unser Zimmer, und kündigte uns die äusserste Lebensgefahr so nachdrücklich an, daß wir uns alle, den einzigen Engländer ausgenommen, zu dem gewissesten Tode zubereiteten. Der Portugiese lag auf seinen Knien, und betete mit lauter Stimme einen Rosenkranz nach dem andern herunter; der Lioner that Gelübde, wie er Messen wollte lesen lassen; der Petschierstecher lag ohne Sinnen, und ich suchte alles hervor, was die Religion tröstliches wider den Tod hat. Nur unser Engländer lag kaltsinnig auf seinem Bett, und rauchte ein Pfeife Taback.

Doch

Doch auch aus diesem Schrecken wurden wir erlöst. Das so sehnlich gewünschte Tageslicht erschien, und gleich hernach ein Boot, das auf unser gegebenes Zeichen abgefahren war. Hierauf verliessen wir diesen Plaz des Schreckens, und fuhren tief in die Bay bei la Hougue, wo wir nun vor aller Gefahr gesichert waren.

Die entsezliche Angst, die wir bereits 10 Tage lang ausgestanden hatten, die grosse Kälte, die anhaltenden Sturmwinde, der schlechte Proviant, die Grobheit unsers Hauptmanns, und überhaupt das sehnliche Verlangen, wieder einmal auf einem festen Boden zu seyn, brachte uns einhellig auf den Entschluß, das Schiff zu verlassen. Wir gaben solches dem Hauptmann zu erkennen, und er ging uns um so lieber an die Hand, weil er uns zu verpflegen schuldig war. Wir stiegen also, wie Leute, die dem Zorne des Meers entronnen, den 29sten Christmonats mit unaussprechlicher Freude bei la Hougue ans Land.

Achtes Kapitel.

Reise durch die Normandie.

Nachdem wir uns unserer langen Bärte entledigt, und unsere Füsse wieder an einen festen Tritt gewöhnt hatten; so liessen wir uns eine gute frische Mahlzeit zurecht machen, labten uns sonderlich mit Austern, die man hier ganz frisch, das Hundert um 2 Sols haben konte, und ruheten aus. Den folgenden Morgen begaben wir uns nach Valogne, einer grossen Stadt in der Niedernormandie. Hier glaubten wir die Landkutsche anzutreffen; musten uns aber mit Lehnpferden begnügen, auf denen wir des andern Tages unsere Reise fortsezten. Kaum hatten wir 2 Stunden Wegs zurückgelegt, so überfiel mich ein entsezliches Erbrechen, das mich nöthigte, bis auf den Abend in einem Dorfe zu bleiben, von da ich mich auf einen Wagen nach Karenta, einem kleinen Städtchen, fahren ließ. Hier hatten mich meine Reisegefährten erwartet; ich konte mich aber wegen starker Hize, die mich bei meiner Ankunft überfiel, nicht entschliessen, auf Lehnpferden weiter mit ihnen zu reisen. Sie sezten um deswillen ihre Reise nach Rouen fort, und ich ließ mich in Karenta so gut verpflegen, als es thunlich war. Weil meine Unpäß-

päßlichkeiten sich in nichts anders, als in einem verdorbenen Magen gründeten, die ich mir durch das viele Austernessen und Cydertrinken zugezogen hatte, so glaubte ich meine Reise ohne Folgen den folgenden Morgen fortsezen zu können. Ich versuchte es mit einem Boten zu Fuß, kam aber nicht weiter, als nach Essigny, wo der beste Cyder im ganzen Lande gemacht wird. Hier nahm ich wahr, daß meine Füsse geschwollen waren. Demohngeachtet muste ich meine Reise zu Fuß fortsezen, weil weder Kutschen noch Chaisen zu haben, und ein öffentliches Fuhrwerk erst in Bayeux anzutreffen war.

In gedachter Stadt langte ich am Neujahrstage an, nachdem ich 2 ganzer Tage an 4 Meilen zugebracht hatte. Von dieser bischöflichen Residenzstadt weis ich weiter nichts zu sagen, als daß sie groß ist, und mir, weil ich sie mit matten Füssen messen muste, ganz erstaunlich lang vorkam. Hier konte ich mich auf die sehnlich gewünschte Landkutsche sezen, auf der ich ganz krank in Kaen, der Hauptstadt der Niedernormandie den 2ten Jänner 1770 eintraf. Ich blieb 3 Tage daselbst, um die Abfahrt der Rouener Landkutsche abzuwarten. Während dieser Zeit pflegte ich meiner Gesundheit, und besahe die Stadt. Sie ist nach Nancy die schönste, die ich in ihrer Grösse gesehen habe, und hat eine berühmte, sehr stark besuchte Universität. Die dasigen Studenten sehen fast eben so nasenweis aus, als die auf deutschen Universitäten, und steigen mit stolzen und

neumodischen Geberden frech einher. Uebrigens liegt der Ort in einer sehr schönen und fruchtbaren Gegend, in der sehr schöne Spaziergänge angelegt sind. Die Stadt selbst wird täglich verschönert, man baut den armen Leuten ihre Häuser aus den gemeinen Kosten, und gibt ihnen so viel Plaz, als sie für sich nöthig haben, das übrige wird verlehnt, und wenn so viel an erlösten Zinsen eingegangen ist, als die Baukosten betragen haben, so ist das Haus dem, der den Plaz besessen hat, eigen. *) Auf diese Art sind ganze Strassen in schönster Gleichheit von lauter Quadersteinen erbauet, und einige auf die nämliche Art angefangen worden.

Die niedere Normandie ist ein ganz unvergleichlich gutes Land. Der Boden ist durchgehends sehr fett, und an den meisten Orten, wo das Land an die See stößt, wirft diese eine Art Dünger aus, der für die Wiesen vortreflich ist, und weiter nichts kostet, als die Mühe, ihn abzuholen. Das Rindvieh ist durchgehends schön, und im grösten Ueberfluß vorhanden. Die Pferde sind bekantlich die besten in ganz Frankreich, werden aber auch ungemein theu-

*) Diese Stelle des Manuskripts ist etwas unverständlich. Ich stelle mir die Sache so vor: Zu jedem neuerbauten Hause wird ein gewisser Plaz um dasselbe, etwa zu einem Garten rc. zugegeben. Für das Haus bezahlt man keine Zinsen, aber für den Plaz um dasselbe. Wenn nun der, der das Haus und den Plaz besizt, so vieles für leztern nach und nach bezahlt hat, als ersteres kostete, so ist das Haus sein.

Der Herausgeber.

theuer bezahlt. Das Federvieh wird man schwerlich besser finden, als in diesen Gegenden. Die Schweine sind ungleich grösser, als anderswo, und die Hämmel haben sowol in der Güte des Fleisches, als auch der Wolle einen grossen Vorzug. Das Obst und Gartengemüse ist weit und breit berühmt, und die vielen Fische machen einen grossen Theil der normännischen Niedlichkeiten aus. Mit einem Worte, die Normandie ist ein Land, das alles, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, den einzigen Wein ausgenommen, im grösten Ueberfluß hervorbringt. Der Handel ist ansehnlich, und die normännischen Fabriken sind in der ganzen Welt berühmt. Nur die Prozeßsucht der Einwohner in der niedern Normandie will mir nicht gefallen. Ein Bauer verzehret eher sein Vermögen vor dem Parlamente zu Rouen, als daß er sich nachsagen liesse: er habe nicht das Herz zu plaidiren. Ich traf jenseits und disseits Caen Landleute auf der Landkutsche an, die die königl. Ordonnancen in der Tasche hatten, und von nichts als Rechtsränken sprachen. Von Caen sezte ich meinen Weg nach Lisieux fort, und kam den 8ten Jänner zu Rouen an. Ich war einem der grösten Kaufleute dieser Stadt sehr wohl empfohlen, und genoß recht viele Höflichkeiten.

Mein erstes war, mich unter die Hände eines Arztes zu begeben. Ich hatte das Glück, unter so gute Hände zu fallen, daß ich schon den dritten Tag keine geschwollenen Füsse mehr hatte, und völlig

völlig gesund war. Ich muste 18 Tage auf die Ankunft des Schiffs von Kadiz warten, und hatte also weiter nichts zu thun, als mich nach meiner Willkühr in der Stadt umzusehen. Da sie nach Bordeaux die wichtigste Handelsstadt in Frankreich seyn soll: so wunderte ich mich nicht wenig, daß ohnerachtet der vielen vornehmen und reichen Leute, die daselbst wohnen, fast kein einziges schönes Haus anzutreffen ist. Die Seine, über die eine hölzerne Brücke gehet, die mit der Ebbe und Fluth steiget und sinket, theilet sie in 2 Theile, und hat den Grund ihrer Reichthümer in sich. Der erzbischöfliche Palast ist weder schön, noch wohl gelegen; das Palais, wo sich das Parlament versammelt, schmeckt nach einem tausendjährigen Alter, und das Schloß, wo der Gouverneur seine Wohnung haben soll, gleicht einem Raubnest, das in den Zeiten des Faustrechts erbauet worden. Die Häuser haben ganz und gar kein Ansehn, und sehen meistentheils aus wie alte Laternen. Hingegen ist der innerliche Werth dieser Stadt desto grösser. Denn sie ist der Siz eines der ansehnlichsten Parlamenter Frankreichs und eines Erzbischoffs, welches beides, ausser dem wichtigen Handel, sehr vieles zu ihrem Flor beiträgt. Nach Aussage der Einwohner sollen auf die 200000 Seelen hier wohnen.

Neun-

Neuntes Kapitel.

Ebentheuer des Autors mit einem Engländer.

Schluß.

Nach vielem vergeblichen Warten langte endlich das Schiff an, und nachdem ich mir das Meinige hatte abliefern lassen, so reiste ich mit der Pariser Landkutsche sogleich den folgenden Morgen ab. Etwa 2 Stunden vor Gaillon bekam ich beinahe einen der verdrüßlichsten Vorfälle mit meinem alten Reisegefährten, dem Engländer. Ich hatte einen Brief von meinem Wirth zu Rouen an den ersten Gärtner in dem erzbischöflichen Garten zu Gaillon, worinnen dieser ersucht wurde, mir einige schöne Arten von Gartengemüssamen zu geben. Diesen Brief bat ich den Engländer, der in dieser Gegend auf einem Cheval de guide die Landkutsche eingeholt hatte, bei seiner Ankunft in Gaillon zu überliefern, damit ich mich bei meiner Ankunft nicht lange bei dem Gärtner aufhalten dürfte. Der Engländer wollte den ungesiegelten Brief vorher lesen, und wie er fand, daß er von kleiner Erheblichkeit war; so warf er mir solchen wieder zu, und verfehlte das

Kutschenfenster, daß mein Brief in den Koth fiel. Er hob ihn lachend auf, und brachte mir ihn, ohne sich zu entschuldigen. Das verdroß mich, und ich gab ihm solches deutlich zu erkennen, daß ich das Fenster zuzog und ihm auf seine Fragen keine Antwort mehr gab. Er wollte, daß ich das Fenster wieder aufziehen sollte, und wie ich solches nicht that, so sagte er, daß er mich dafür finden wolle, und ritt in vollem Galopp davon. Kaum war ich des Abends aus der Landkutsche gestiegen, so war mein Engländer schon bei der Hand, und frug mich, wo ich ihm Genugthuung geben wolle. Ich gab ihm zur Antwort, wo er wolle, nur nicht des Nachts. Darauf war der Mensch so höflich, als ob wir nichts mit einander gehabt hätten, und aß mit mir und der ganzen Reisegesellschaft zu Nacht. Des andern Morgens fuhren wir vor Tag ab, und kamen um Mittag in Meulan an. Hier war der Engländer schon 2 Stunden, und wartete meiner. Sein erstes Wort, wie er mich sahe, war: jezt ist es Tag! und dis brachte er mit einer so kalten Miene vor, daß ich seinen festen Entschluß, sich mit mir zu schlagen, daraus wahrnehmen konte. Ich hatte nicht im Sinn, mich auf diese Art mit ihm zu messen; aber ich war auch nicht willens, mich von ihm beschimpfen zu lassen, und gab ihm zur Antwort: wir wollen vorher mit einander zu Mittag essen. Ueber Tisch sagte ich ihm, daß ich mich in Paris mit ihm schlagen wolle, weil ich durch eine Wunde nicht gern an meiner Reise möchte gehindert werden.

Auch

Auch dieses ließ er sich gefallen. Wie die Mahlzeit vorbei war, so gingen die sämtlichen Reisenden, die kostbare Brücke von Meulan zu besehen. Mein Gegner und ich thaten ein gleiches. Nachdem wir wieder mit einander zurückgekommen, bat ich ihn, mit mir in des Wirths Garten zu gehn; ich hatte meinen Degen, so wie er den seinigen, unter dem Arm. Er glaubte gewiß, daß ich mich mit ihm schlagen wolle; ich hatte aber eine ganz andre Absicht. Beim Eintritt in den Garten sagte ich ihm: jezt will ich euch zeigen, mit welchem Stoß ich euch todtstechen will, und nahm mit einer recht freundlichen Miene meinen Degen ohnentblößt in die Hand. Und ich will euch mein Spiel weisen, gab er zur Antwort, und legte sich ins Lager. Ich sahe den Augenblick an seiner Stellung, daß er mir nicht furchtbar war, und stieß ihm ohne Weitläuftigkeit vier- bis fünfmal, mit dem Degen in der Scheide, auf die Brust, wenn er nur die geringste Bewegung machte. Der Engländer sahe hoch auf, und schwur wie ein Besessener, daß ihm das noch nie wiederfahren wäre. Vous avez un jeu de Diable, schrie er wol zehnmal, und versuchte noch einen Gang. Es ging ihm aber auch diesesmal nicht besser, weil er nichts von festen Stößen wußte, und ich keine andern hat. Dem ohngeachtet frug er mich, ob ich noch willens wäre mich mit ihm zu schlagen? Ich sagte, das ist bereits geschehen, und nahm ihn bei der Hand. Ich konte nicht das geringste Merkmal einer Furcht an ihm wahrnehmen; aber doch

sahe ich an seinem höflichen Betragen, daß ihm mein Entschluß nicht unangenehm war. Er ließ, sobald wir wieder ins Wirthshaus gekommen, eine Bouteille Burgunderwein holen, und hernach in Paris bewirthete er mich in dem Englischen Kaffeehause mit Punsch, und verehrte mir 2 Englische Messerchen beim Abschiednehmen. Es nahm also auch diese kleine Verdrüßlichkeit ein erwünschtes Ende.

Ich sezte, ohne mich im geringsten aufzuhalten, meine Reise über St. Germain en Laye fort, und kam den 3ten Jänner gesund in Paris an. Hier zeigte ich mich denen, auf deren Unkosten ich meine Reise gethan hatte, und weil das meiste, was ich ausserdem verdient, durch Nebenumstände darauf gegangen war: so hatte ich von meiner weiten Reise keinen andern Vortheil davon getragen, als daß ich viele Länder auf Unkosten meiner Gesundheit und unter vielen Gefahren meines Lebens gesehen hatte, so daß mir weiter nichts davon übrig geblieben, als der lezte Trost mislungener Absichten, nämlich die Hofnung eines bessern Schicksals.

Inhalt.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Reise durch Lothringen und Champagne nach Paris und Versailles — — S. 3

Zweites Kapitel.

Reise von Versailles durch Bretagne zur See nach Kadiz — — — 18

Drittes Kapitel.

Von Kadiz — — — 25

Viertes Kapitel.

Reise nach Sevilla und Quadalkanal — 43

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Quadalkanal — — — 54

Sechstes Kapitel.

Rückreise nach Kadiz. Charakter der Spanier 59

Siebentes Kapitel.

Rückreise des Autors nach Frankreich — 79

Achtes Kapitel.

Reise durch die Normandie. — — 84

Neuntes Kapitel.

Ebentheur des Autors mit einem Engländer.
Schluß. — 89

Nachschrift.

Diesen Augenblick erhalte ich den zweiten Theil des vortreflichen Magazins, herausgegeben von Lichtenberg und Forster, der gleich zu Anfange gute Nachrichten von den Bergwerken zu Quadalkanal enthält. Besonders ist sich aus denselben zu erklären, wie der Verfasser unserer Reisebeschreibung dazu kam, eine Gesellschaft Bergleute nach Spanien zu führen.

Dies melde ich nur, damit mir niemand Vorwürfe mache, daß ich der Briefe an Herrn K. R. Klipstein nicht eher erwähnte.

den 16. Sept. 1780.

Der Herausgeber.

J. Ob
Buc
Rotte

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Beschreibung einer Reise nach der Sierra Morana in Spanien

Leipzig 1780

It.sing. 95
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10466354-1
VD18 14402718-001